

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Die „Volkswacht“ erscheint wöchentlich ein Mal und ist durch die Expedition, Neue Kronenstraße 2/4, mit durch Postanstalt zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 2.50, pro Woche 20 Pf. Durch die Post bezogen M. 2.50, frei ins Haus M. 2.75, wo keine Post am Orte, M. 3.24.

Abbestellungsgebühr beträgt für die nächsten 6 Monate über deren Anzahl 40 Pf. Rücksendung eines Exemplars für die Redaktion ist nicht erforderlich. Bei Abbestellung vor Ablauf des Monats 15 Pf. Abgabe. Bezugspreis für die nächsten 6 Monate 1.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 12 Monate 2.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 18 Monate 3.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 24 Monate 4.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 30 Monate 5.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 36 Monate 6.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 42 Monate 7.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 48 Monate 8.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 54 Monate 9.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 60 Monate 10.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 66 Monate 11.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 72 Monate 12.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 78 Monate 13.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 84 Monate 14.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 90 Monate 15.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 96 Monate 16.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 102 Monate 17.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 108 Monate 18.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 114 Monate 19.50 Pf. Bezugspreis für die nächsten 120 Monate 20.50 Pf.

Telephon Redaktion 3141.

Organ für die werktätige Bevölkerung.

Telephon Expedition 1206.

Nr. 162.

Breslau, Mittwoch, den 15. Juli 1914.

25. Jahrgang.

Verfassung und Finanzen.

Man soll über das Ergebnis des Wehrbeitrages nicht enttäuscht sein; denn erstens waren ursprünglich nicht mehr als 1000 Millionen vorgesehen, und zweitens bringt eine Entlastung unter allen Umständen unser politisches und volkswirtschaftliches Ansehen in Gefahr. So befehlen uns die patriotischen Güter des guten Rufes der deutschen Nation. Aber leider können sie sich und uns nicht über die Tatsache hinweghelfen, daß das Geld wieder einmal knapp ist und daß uns rund 200 Millionen für die Jahre 1914 bis 1917 fehlen. Sowas sollte nach Meinung und Berechnung der Regierung das einmalige Opfer der Besitzenden nicht mehr als eine Milliarde bringen, aber es wurde dann später doch auf einen Mehrertrag spekuliert, als man das Inkrafttreten der Besitzsteuer um ein Jahr hinausgeschob und außerdem dem Reiche seinen bisherigen Anteil an der Steuer auf unveränderten Wertzuwachs am Grund und Boden raubte. Nun muß eben zugeesehen werden, wie die Differenz gedeckt werden kann, und auf welche Weise neue Rüstungsverstärkungen, mögen sie nun groß oder klein sein, zu finanzieren sind.

Von Sparsamkeit wird geredet und von der Möglichkeit, Ueberschüsse aus den laufenden Einnahmen zu verwenden. Aber das ist ja niemandem Ernst. Die Sparsamkeit müßte doch gerade bei den Heeres- und Flottenausgaben einsehen, und daß die nächsten Jahre Ueberschüsse bringen sollten, erwartet auch der Optimist nicht. Es wird also schon nichts anderes übrig bleiben, als nach neuen Quellen zu graben, und jetzt erscheint nun auch denen die Eröffnung des Reichsschatz-Kontars zum Mitglied des preussischen Ministeriums politisch bedeutsam und wichtig, die bisher geneigt waren, die Angelegenheit als eine harmlose Personalfrage zu behandeln. Die Ankündigung der „Niedlichen Volkszeitung“, nach der die Berufung erfolgt ist, weil Finanzvorlagen in Vorbereitung seien, zu deren Durchsicht die Regierung ihre ganze Autorität gebrauchen müsse, kommt zu Ehren, und man fragt an, über die Eventualitäten dieser Pläne zu diskutieren.

Die Konservativen machen das in der Weise, daß sie zunächst Betrachtungen staatsrechtlicher Natur anstellen. Das Verhältnis des Reichskanzlers und damit der Staatssekretäre, die ja dem Kanzler untergeordnet sind, wird eingehend erörtert, und die Junker kommen dabei zu dem Resultat, daß der erste Beamte des Reiches, was die Befehlsgewalt anbelangt, nichts weiter ist, als das Sprachrohr der preussischen Regierung. Er hat im Bundesrat und auch im Reichstag nur die Instruktionen auszuführen, die ihm durch die vom König gebilligten Entschliessungen des preussischen Ministeriums gegeben worden sind. Er hat, wie Bismarck 1894 in den „Hamburger Nachrichten“ schreiben ließ, „in der Befehlsgewalt gar nichts zu sagen, so weit er nicht als Bevollmächtigter der preussischen Staatsregierung spricht“. Er ist so etwas wie eine Marionette, die von Preußen aus in Bewegung gesetzt wird.

Diese Darstellung, gegen die vom Standpunkt des formalen Verfassungsrechtes aus wenig einzuwenden ist, verfolgt im vorliegenden Falle natürlich nur den Zweck, Herrn v. Bethmann-Hollweg erneut zu Gemüte zu führen, daß er auch in seiner Finanz- und Steuerpolitik sich durch seine Abhängigkeit von der preussischen Regierung leivert bleiben muß, die ihrerseits im großen und ganzen die Linie einhält, auf der sie sich im Einvernehmen mit dem preussischen Landtage weilt. Das heißt mit anderen Worten: er darf es sich nicht etwa denken lassen, einen Faden zu spinnen, der an die Vermögenszuwachssteuer anknüpft, da Preußen unter keinen Umständen dem Reiche eine weitergehende Verfügung über das Portemonnaie der Besitzenden zugestehen will. Das heißt aber weiter, daß die Berufung von Staatssekretären zu Mitgliedern des preussischen Ministeriums ihre großen Bedeutung hat, weil durch diese Beamten der Wille der preussischen Regierung in unerträglicher Weise zu Gunsten einer Reichssteuer beeinflusst werden kann, die den Interessen Preußens, wie die Aguardier und ihre Freunde sie verstehen, zutrotzberläuft.

Nun liegen ja die Dinge in der staatsrechtlichen Praxis so, daß es sehr wesentlich von den jeweiligen Umständen und in erster Linie von der Person des Reichskanzlers selbst abhängt, ob und wie weit er sich von den formalen Voraussetzungen seiner Stellung befreien und eine selbständige Rolle als Reichsbeamter spielen kann. Bismarck wäre jedenfalls der Beste gewesen, sich tatsächlich als ausführendes Organ der preussischen Regierung zu fühlen. Es schien ihm zweckmäßig, die Form zu verfeinern, und er sagte dabei nichts auf Spiel, da er stark genug war, das zu sagen, daß die preussischen Instruktionen eben seine eigenen Instruktionen waren. Zwar hat auch er gelegentlich mit Widerständen zu tun gehabt, aber dann sah er, um sein Ziel ohne großen Kräfteaufwand zu erreichen, das selbe Verfahren ein, das die Rechte jetzt dem Herrn v. Bethmann-Hollweg einzugewöhnen beliebt: er verschaffte den Staatssekretären Sitz und

Stimme im preussischen Ministerium, um, wie er etwamot sagte, „diesen Hauptpartikularisten für das Reich zu gewinnen“. Der flinke Kanzler kann sich also auf das Beispiel des ersten berufen, und, vorausgesetzt, daß er dessen Kräfte und dessen Energie besäße, könnte es ohne jede Verletzung der Verfassung eine Reichsfinanzpolitik betreiben, die den Ansprüchen der preussischen Junker nicht entspräche.

Aber dazu reicht es bei Bethmann-Hollweg nicht und die Beschränkungen, die die „Kreuzzeitung“ und die „Deutsche Tageszeitung“ an die jüngste Personalverschönerung knüpfen, scheinen uns sehr unbegründet zu sein. Wirkliche Besitzsteuern liegen noch in weitem Felde, und wenn man wirklich weltanschauende Pläne verfolgt, so liegt es nahe, mit der Vorbereitung von Monopolen zu rechnen, die vielleicht berufen sein sollen, an die Stelle des Petroleummonopols zu treten, dessen Wiederaufrechterhaltung mit Rücksicht auf die Abneigung des Zentrums mehr als zweifelhaft ist. An welche Monopole man im einzelnen denkt, ist schwer zu sagen, immerhin kann darauf hingewiesen werden, daß eben jetzt wieder von verschiedenen Seiten für ein Zigarettenmonopol Stimmung gemacht wird, und daß die Zündholzindustrie in Anbetracht ihrer ungünstigen Geschäftslage geradezu infolgsam um ihre Verstaatlichung littet.

Wie die Sozialdemokratie zur Monopolfrage steht, ist bekannt. Prinzipiell — darüber braucht kein Wort verloren zu werden — begünstigt sie die Ueberführung der Produktionsmittel in staatlichen Besitz und Betrieb. Aber sie muß sich natürlich stets die Frage vorlegen, welchen Zwecken damit gedient werden soll, und wenn die Aktion nur darauf hinausläuft, durch Verwertung des Konsums Mittel für Ausgaben bereit zu stellen, die sie nicht billigen kann, wird ihr die Zustimmung unmöglich gemacht. Können wir aber schon an und für sich von der Regierung des Herrn v. Bethmann-Hollweg nicht erwarten, daß sie Monopole aus anderen als rein fiskalischen Gründen schaffen würde und daß sie mit ihnen eine andere Absicht verfolgte, als die, den sonst unvermeidlichen Besitzsteuern aus dem Wege zu gehen, so wird die Berufung des Herrn Kühn in das preussische Ministerium nur die Folge haben, daß diese Gesichtspunkte ganz besonders unterzogen werden, und daß einmalige Monopolvorlagen von vornherein den Wünschen der Rechten und des Zentrums angepaßt sind. Wir haben also nicht die geringste Veranlassung, an die „Staatssekretärisierung Preußens“, die der preußenbildnerische Fabrikant Wildgrube auf dem Preustentage zu Halle für so besonders bedenklich erklärte, allgemein oder auf dem Spezialgebiete der Finanzpolitik Hoffnungen zu knüpfen.

Politische Uebersicht.

Die Soldaten-Erkrankungen beim Neuter-Regiment.

Aus offizieller Quelle werden heute die Nachrichten richtiggestellt, die gestern über den Todesmarsch in Frankfurt a. O. durch die gesamte Presse gingen. Es heißt in Wolffs Telegraphen-Bureau:

Die Meldungen über zahlreiche Erkrankungen an Diphtherie beim Grenadierregiment Nr. 12 in Frankfurt a. O. haben sich nach von zuständiger Seite eingezogenen Erkundigungen als stark übertrieben herausgestellt. Dem Garnisonlazarett sind im Anschluß an eine Uebung nur elf Leute zugeführt worden. Von diesen wurden noch am demselben Tage acht wieder entlassen. Von drei schwerer Erkrankten, die im Lazarett zurückblieben, ist einer, der Einjährig-Freiwillige Gefreite Küniger, an den Folgen des Diphtherie-Erkrankens gestorben. Die beiden anderen Leute befinden sich zwar noch in Lazarettbehandlung, sind aber bereits außer Gefahr. Der irrtümliche Eindruck, daß zahlreiche Leute an Diphtherie erkrankt seien, ist offenbar dadurch entstanden, daß die Bataillone des Regiments beim Rückmarsch in den Standort mehrere Leute, die Anzeichen von Schwäche zeigten, auf Fahrzeuge befördern ließen. Im ganzen benutzten 28 Leute die elektrische Straßenbahn, um in die Kaserne zurückzukehren, 16 sind auf Wagen befördert worden und 11 sind zu Fuß nach Hause marschiert, nachdem sie zum Zwecke einer längeren Rast hinter der Truppe zurückgelassen worden waren. Alle diese Leute haben keinen Schaden an ihrer Gesundheit genommen, was schon der Umstand beweist, daß an dem auf die Uebung folgenden Tag kein einziger von ihnen weiterkrank war.

Demnach stellen sich die Folgen des Diphtherie-Erkrankens als nicht ganz so schlimm heraus, als es im ersten Telegramm den Anschein hatte und einige daran geknüpfte Bemerkungen verlieren einen Teil ihrer Berechtigung.

Entwickelt?

Unter der Ueberschrift „Entwickelt? Bestrafte“ beklagt die „Post“ auf das Lebhafteste, daß die Gerichte und die Staatsanwaltschaft verurteilten Personen die Gelegenheit gäben, sich ihrer Strafe zu entziehen. Sie weist auf den elfjährigen Zeichner Walz hin, ferner auf den früheren Herausgeber der „Deutschen Montags-Zeitung“, der zu einem Jahre Gefängnis verurteilt wurde, aber nicht aufgefunden ist, obwohl er allwöchentlich das genannte Blatt

mit Beiträgen beglückt und drittens auf — Rosa Luxemburg.

„Da ist Rosa Luxemburg, die immerhin als milderen Umstand die Tatsache anführen kann, daß ihr Prozeß in der zweiten Instanz schwebt. Die ganze Art aber, in der diese gewerkschaftliche Heherin in der Öffentlichkeit nach wie vor auftritt, ist geradezu eine Verhöhnung des Gerichts. Sie hält Vorträge, verbreitet ihre aufreizenden, wahrheitswidrigen Darstellungen immer wieder von neuem und macht sich einen ganz besonderen Sport daraus, in der breiten Öffentlichkeit das zu wiederholen, um dessen willen sie mit einem Jahr Gefängnis bestraft ist.“

Es ist eine Unverschämtheit, Rosa Luxemburg mit Leuten auf eine Stufe zu stellen, die sich über sie verhängten gerichtlichen Strafe entziehen. Rosa Luxemburg hält sich nicht verborgen, und wenn die Behörden wollen, haben sie jeden Augenblick die Möglichkeit, ihrer habhaft zu werden. Es ist ihr gutes Recht, ihre Freiheit zur Agitation und Propaganda für ihre Ideen zu benutzen. Sie schiebt ihre Pfeile nicht aus dem Hinterhalt ab, sondern kämpft vor den Augen der Öffentlichkeit und übernimmt für das, was sie sagt und tut, die volle Verantwortung. Ob die Herren Redakteure der „Post“ im ähnlichen Falle ebenso ihren Mann stehen würden, bedürfte jedenfalls noch des Zweifellosen.

Bomben her!

Die Scharfmacher sehnen sich nach einer kleinen Revolution, wie der Hirsch nach frischem Wasser. In dieser Richtung hat wieder einmal der Kammerherr v. Oldenburg Januschauer sein Herz ausgeschüttet. Es war auf dem Bezirks-Sommerfest des Bundes der Landwirte in Kreffau in Westpreußen, wo der eble Kammerherr als Festredner auftrat. Er hielt natürlich eine politische Rede, in der er sich also vernehmen ließ:

„Der Kaiser hat verfassungsmäßig im Reich überhaupt nichts zu sagen. In Preußen ist es allerdings anders, aber bei der momentanen Nachgelagtheit dem Reichstage gegenüber ist es eigentlich das Ende abzusehen: daß wir immer mehr in eine parlamentarische Regierung hineingeraten. Es ist kolossal unverschämter, wenn Leute, die das Regiment nicht gewohnt sind, vom Kaiser verlangen, daß er auf seine Rechte verzichtet, zugunsten einer Majorität im Reichstage, die stets schwankend sein wird, und die doch, wie man würde ausdrücken kann, stark beeinflusst ist durch die Sozialdemokratie. Wenn zu mir irgend jemand kommt und sagt: Nun geh mal hier weg, ich werde deinen Grundbesitz verwalteten, dann muß er mindest den Beweis liefern, daß er es besser macht wie ich, sonst schmeiß ich ihn raus.“

Von dem Reichstagsabgeordneten Erzberger sagte v. Oldenburg, dieser habe ihm recht gegeben, als er ihn bat, seinen Einfluß in der Zentrumsfraktion dahingehend geltend zu machen, daß der Reichstag einmal zwei Jahre lang keine Gesetze mehr machen möge. — Die Wahlsprüfungskommission des Reichstags hat es dem Januschauer ganz besonders angetan, und im Hinblick auf den Fall Hoersch sagte er:

„Wenn der Reichskanzler da wäre, der den Herren in die Parade fahren und sagen würde: „Tage ist die Verfassung nicht da, daß sie in dieser Weise von Ihnen malträtiert wird, ich sage Sie alle zum Teufel und lasse neu wählen“, dann würde die Wahlsprüfungskommission wohl wieder zurückkehren zur früher geliebten Praxis.“

Inzwischen war der Festredner im richtigen Fahrwasser. Er führte weiter aus:

„Der Strom nach links wird unaufhaltsam breiter, dagegen immer schwächer der Stamm der Monarchie. Wir haben 111 Sozialdemokraten im Reichstage. Das ist also noch nicht das Schlimmste. Ich habe die Ueberzeugung, wenn man heute noch den Entschluß fakte, mit ihnen zu kämpfen, so würden wir ungeachtete Erfolge haben. Es würden ja zunächst eine Anzahl von Bomben geworfen werden, die müßten aber die beteiligten Minister vertragen.“

Mit Bezug auf das Attentat in Sarajewo führte Oldenburg zum Schluß aus:

„Es genügt gar nicht mehr, einen Mörder, wie den in Sarajewo, bloß aufzuhängen; mit dem muß noch ganz anders verfahren werden. Dann wird man sich mehr in acht nehmen, sich als Märtyrer aufzuspielen.“

Also einige Bomben fehlen dem Januschauer und Konsorten nur noch, und die Revolution von oben ist fertig. Wer wagt es?

Die Serben und die Religion.

Die „Vossische Zeitung“ gehört zu denjenigen deutschen Blättern, die die Stimmungsmache gegen Serbien am lebhaftesten und konsequentesten betreiben und die die serbisch-österreichischen Konflikte auch nicht viel anders behandeln könnten, wenn sie statt im deutschen Reich in Wien oder in Budapest erschienen. Das Blatt, das dem österreichischen Chauvinismus Wasser auf die Mühle führt, sucht neuerdings wieder einmal aus der Geschichte zu erweisen, was die Serben doch für ein rohes und barbarisches Volk seien, wie bei ihnen seit grauer Vorzeit der politische Mord eine bedeutsame Rolle spiele und wie jedes Kulturgewissen fehle. Im Zusammenhange damit ist auch von dem religiösen Geist der serbischen Bevölkerung die Rede und man liest da:

Welcher religiöse Geist aber in den serbisch-konfessionellen Volksschulen herrscht, läßt sich am besten aus dem Bericht über die Serbenlums geschriebenen Werk des gemeinsamen serbischen Ministers des Auswärtigen und späteren Gesandten in

London, "The Servians", "Serbia and the Servians", ("Serbien und die Serben") (London 1908) erkennen. Auf Seite 51 heißt es dort:

Einer meiner Freunde wohnte einer Prüfung im Religionsunterricht in einer (serbischen) Nationalchule für Knaben bei. Was sagt die Bibel über die Erschaffung der Welt? fragte der Lehrer.

Der Knabe antwortete: Die Heilige Schrift sagt, Gott hat die Welt in sechs Tagen geschaffen.

Doch was sagen die Gelehrten dazu? forschte der Lehrer weiter.

Die Gelehrten sagen, daß das unwahr ist, das Gegenteil sei wahr, die Welt erschuf sich selbst in vielen Hunderttausenden von Jahren.

„Sehr gut!“ lobte der Lehrer mit sichtlich Genugtuung.

Diese Art des konfessionellen Unterrichts wird verschärft durch den Unterricht in der nationalen Geschichte.

Es wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber es geht aus dem Zusammenhange doch klar hervor, daß der Verfasser diese Art von Religionsunterricht für die von ihm behauptete sittliche Verkommenheit der serbischen Nation mit verantwortlich macht. Das aber ist für ein entschiedenes liberales Blatt, wie es die „Wof. Blg.“ doch sein will, allerhand. Es wird ihr jedenfalls schwer fallen, in Zukunft denselben zu widersprechen, die in Deutschland aus politischen Gründen dem Volke die Religion erhalten wollen.

Uebernatürliche Würden.

Was geht über einen katholischen Pfarrer? So muß man fragen, wenn man die „katholischen Skizzen“ zum neuen Katechismus für die Diözesen Breslau, Köln, Münster und Trier liest, in denen die Gottähnlichkeit des katholischen Priesters gelehrt wird.

Die Geistlichen sind geweihte Personen, haben dadurch übernatürliche Würde und Gewalt erhalten, so daß selbst Engel sich vor ihnen neigen.

In der Unehrebarkeit gegen Geistliche liegt eine besondere Bosheit und Verachtung der drei göttlichen Personen. (Seite 81.)

Wenn Geistliche Fehler und Schwächen zeigen, sollen die Gläubigen schweigen (!), die Sache dem lieben Gott und den höheren Vorgesetzten anheimstellen. (Seite 82 bis 83.)

Christus würde eher die Welt zugrunde gehen lassen, als daß er den Böhmen aufheben ließe. (Seite 242.)

In dem reformkatholischen „Neuen Jahrhundert“ wird berichtet, daß ein 24jähriger Kaplan während der Sonntagsmesse sagte: „Man kann sogar von der Allmacht des Priesters sprechen, ja von einer Allmacht, die die Allmacht Gottes übersteigt. Denn der Priester kann durch die Worte: „Hoc est enim meum corpus“ (dies ist nämlich mein Leib) Gott zwingen, auf den Altar herabzusteigen.

Ja, ja, da staunt der Fachmann und der Laie wunderlich.

Die gängigste Kölner Richtung.

Die Kölner Richtung fühlt sich durch die Vorgänge der letzten Zeit, so durch das Verbot des Wacker'schen Buches, durch den Brief des Bischofs von Como u. a., arg in die Enge getrieben. Die „Königliche Volkszeitung“ richtet daher an ihre Anhänger einen Appell, dem wir nachstehende Sätze entnehmen:

„Es ist Pflicht, Anwandlungen der Nulllosigkeit energisch zurückzudrängen. Wer stets Trost und Ermütigungen von außen braucht, beweist damit, daß es ihm an innerer Kraft fehlt. Darum sollen die deutschen Katholiken auch in diesen schwierigen Zeiten, in denen ihre bisherige Arbeit so ungerichtet verkannt wird, zeigen, daß sie der Ermütigung und des Trostes nicht bedürfen, sondern ihnen das Bewußtsein genügt, für ihre große und gute Sache positive Arbeit zu verrichten, die schließlich wie alle positive Betätigung in sich selber stets den Erfolg findet. Das war ja stets das Unheil in den romanischen Ländern, in denen jetzt hauptsächlich die integralistischen Treiber ihre Stütze finden, daß sich die Katholiken dort oft immer nur nach äußeren Stützen, nach starken Männern und Symbolen umsehen, statt die eigenen Hände tüchtig zu tüpfeln. Wir stehen mitten im Kampfe und haben keinen Rückzug, die der Front den Rücken kehren, spielen in solchen ersten Zeiten eine höchst unehrenvolle Rolle. Möge die alte Parole der Arbeitsfreudigkeit der deutschen Katholiken aufs neue ihre volle Kraft bewahren und alle zu jener unerlöschlichen Bhalang zusammenschließen, die in drangvollen Zeiten so Schweres über-

wunden hat und die auch die andere gearteten Gefahren der Gegenwart siegreich zu überwinden vermag.“

Gegen Fahnenflüchtige müssen jetzt die „Kölner“ kämpfen, die erst kürzlich in die Welt trompeteten, daß sie die „Integralen“ besiegt und über den Haufen gerannt haben.

Die Marineverwaltung wünscht vorklarierte Fahrräder.

Die Filiale des Fahrradhauses „Frisch auf!“ in Kiel ist von der Marineverwaltung seit langer Zeit mit dem Boykott belegt. Den Mannschaften ist es strikte verboten, dort auch nur eine Kleinigkeit zu kaufen. Die Verwaltung der Verkaufsstelle war nun nicht wenig erlaunt, als sie am 6. Juli von der Marine-Intendantur ein Schreiben erhielt, das mit den Sätzen beginnt:

„Im Mobilmachungsfall tritt für die kaiserliche Marine ein erhöhter Bedarf an kriegsbrauchbaren Fahrrädern ein. Da Sie uns als leistungsfähig bezeichnet sind, werden Sie um baldmöglichste vorzuzugige Mitteilung gebeten, wie viele Fahrräder Sie gewillt und mit Sicherheit in der Lage sind, innerhalb der beiden ersten Mobilmachungstage an die kaiserliche Marine zu verkaufen.“

Es folgen dann die Vorschriften über Beschaffenheit der Räder und der zu liefernden Ersatzteile. Das Schreiben schließt:

„Die Intendantur behält sich vor, sich jederzeit von den Lagerbeständen und den sonstigen Vorbereitungen für den Mobilmachungsfall zu überzeugen. Erzielt die Prüfung eine Unvollständigkeit des Lagers oder die Unmöglichkeit des Lieferanten zur Ausführung der Mobilmachungsverpflichtungen, ist die Behörde berechtigt, in jedem Falle eine Vertragsstrafe bis zu 100 Mk. von ihm einzuziehen; außerdem steht ihr das Recht zu, sofort vom Vertrage zurückzutreten. Auf dieser Grundlage würde ein Vertrag mit Ihnen eventuell abgeschlossen werden.“

Die Hauptverwaltung des Fahrradhauses „Frisch auf!“ in Offenbach a. M. hat nun der Marine-Intendantur in Kiel mitgeteilt:

22. Juni 1914.

„Durch unsere Kieler Filiale wurde uns das vom 6. Juni datierte Schreiben betr. Lieferung von kriegsbrauchbaren Fahrrädern für den Mobilmachungsfall übermittelt.“

Hierzu möchten wir mitteilen, daß wir wohl in der Lage sind, derartige Räder zu liefern. Bevor wir jedoch eine zugehende Antwort geben, erlauben wir um gefl. Mitteilung, weshalb dann seitens der dortigen Marine-Verwaltung unser Geschäft in Friedenszeiten boykottiert wird, und demzufolge wir an die Marine-Verwaltung keine Räder verkaufen können.

Wir sind nun der Meinung, wenn unsere Räder in Friedenszeiten schon staatsgefährlich sind, dieses für den Kriegsfall in bedeutend höherem Maße der Fall sein müßte.

Wir haben nun unser Vaterland zu lieb, um dasselbe im Falle eines Krieges einer solchen Gefahr auszusetzen, daß vielleicht durch die von uns gelieferten Räder der Fall eintreten könnte, daß der Feind Sieger würde. Eine so schwere Verantwortung möchten wir nicht auf uns laden, bevor wir nicht wissen, ob die von uns zu erhaltenden Räder auch in Friedenszeiten brauchbar, mithin nicht staatsgefährlich sind, und der über unser Geschäft verhängte Boykott nur durch Irrtum geschehen. Wir sehen also einer geneigten Rückantwort entgegen und werden nach zufriedenstellender Beantwortung gerne mit Offerten dienen.

Hochachtungsvoll

ges. Fahrrad-Haus „Frisch auf!“.

Eine Antwort auf dieses Schreiben ist noch nicht erfolgt.

Ein Simplicissimuswitz.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ sind ein nationales und vaterlandsliebendes Blatt. Sie haben infolgedessen den Simplicissimus, dem sie es nicht verzeihen, daß er die heiligsten Güter in den Bereich seines Witzes zieht, daß er der Monarchie, der Armee, den Couleurlibanten, den Beamten, und dem ebenso staatsverhaltenden wie gut ernährten Bürger den Spiegel des Karikaturisten vorhält. Deshalb schreiben sie vor ein paar Wochen:

Wenn man den Simplicissimus im Ausland zu lesen bekommt, entsteht in jedem ein solch Gefühl der Verachtung gegen die berufsmäßigen Verächtlichmacher, daß... Sollte es nicht

eine Pflicht gegen das eigene Volk sein, solche in Produktivität mit Klagenanträgen zu übergeben?

So großen die „Berliner Neuesten Nachrichten“ 18. Juni. Am 27. Juni aber richteten sie an den Verleger des Simplicissimus das folgende Schreiben:

In der Abteilung „Empfehlenswerte Zeitschriften“ beabsichtigen wir auch Ihre geschätzte Zeitschrift mit aufzuführen. Unsere Leser sind hohe und höchste Standesbeamte usw. Wir bitten um gefl. Mitteilung, ob Sie uns dem genannten Zweck ständig ein Exemplar Ihrer Zeitschrift kostenlos zustellen wollen.

Das alldeutsche Blatt hat sich auf diese Weise einem Schläge in die Reihen der amüsantesten und wirksamsten Mitarbeiter des Simplicissimus gestellt.

Gegen die Militärmisshandlungen.

Eine große Volksversammlung in Stuttgart im Zusammenhang mit dem Militärmisshandlungsprozeß gegen die Genoffin Dugenburg. Das Referat hatte Genoffin Dr. Paul Lebmann a. M., einer der Verteidiger der Genoffin Dugenburg, übernommen. Er schilderte den bisherigen Verlauf des Prozesses. Unbeschreibliche Grausamkeit durchführte die Riesenversammlung bei der Mitteilung einiger Mißhandlungsfälle aus dem riesigen Material, das den Verteidigern zur Verfügung gestellt worden ist. Es wurden einem Soldaten die Haare an den Gesichtsteilen beseitigt. Einem Soldaten wurde befohlen, einem Kameraden in den Mund zu spucken. Und er tat's. Ein Soldat wurde gezwungen, bis zur äußersten Erschöpfung an einem Kreuz zu hängen. Als er herabfiel, wurde ihm ein Offizier, dem Soldaten den Gewehrlauf in den Hinterkopf zu halten. Alle Leute mußten bis zum Umfallen antreten und Gewehrstrecken abgeben. Dann wurde ihnen gesagt: „Bedankt Euch bei dem und dem Kameraden.“ So wurden die alten Leute systematisch zur Mißhandlung ungeschickter Rekruten aufgehetzt. Nicht ein Prozent der Militärmisshandlungen werden von den offiziellen Stellen erfasst. Ueber 30000 Mißhandlungsfälle sind den Verteidigern im Dugenburg-Prozeß bereits unterbreitet worden, und täglich häuft sich noch das Material.

An eilichen drahtlosen Fällen zeigte der Redner dann, daß rechtslos der gemeine Soldat ist, wie fürchterlich die Strafen sind, die er zu gewärtigen hat, wenn er sich gegen die Subordination auflehnt, die solche Schmach erduldet, wie mildere hingegen die Militärstrafen sehr oft mit Soldatenstrafen verfahren. Ein Soldat wurde wegen Ungehorsamkeit und anderer kleiner Delikte, verurteilt durch die Schlichterseite eines Vorgesetzten, zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Ein Feldwebel zwang einen Soldaten, der den Oberleutnant gebrochen hatte und den der Feldwebel für einen Simulanten erklärte, durch schwere Mißhandlungen, sich vom Boden zu erheben und trotz wahrnehmbarer Schmerzen sich um eine Leiche zu kümmern. Der Feldwebel erhielt dafür 5 Tage Mittelarrest. „Ein minderwertiger Fall“, sagten die Militärstrafen. Ein Unteroffizier band einem Soldaten die Ohrmuschel so an die Schulter, daß das Ohr sich unter großen Schmerzen löste. Der Soldat kam ins Lazarett. Nochmals wurde er entlassen, schlug derselbe Unteroffizier dem Soldaten auf die kaum geheilte Wunde, daß das Blut hervorströmte. „Ein minderwertiger Fall“, sagten die Militärstrafen. Der Unteroffizier wurde mit 21 Tagen Gefängnis bestraft. (Ungehobene Erregung, die sich in scharfen Protestrufen Luft zu machen suchte.)

Der Redner schloß: Der Kampf gegen die Militärmisshandlungen ist der Kampf gegen den Militarismus, ist der Kampf um die Befreiung des Menschengeistes überhaupt. Einweg mit dem Kadavergehoramt! Einweg mit dem Klassenstaat, der solche Zustände schafft! Was sie verfluchen, müssen wir frei machen! Was sie schänden, müssen wir abeln! In stärkster Spannung folgte die Riesenversammlung den Ausführungen des Redners. Mild erregte Entrüstungsdemonstrationen ab mit tosendem Beifall, der sich zum Schluß zu einer brandenden, immer wieder einsetzenden Kundgebung des Unverständnis mit dem Redner steigerte.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

Von Heinrich Kotel.

(Nachdruck verboten.)

Ein Regentag.

Ueber Nacht war Regenwetter gekommen. Grau und schwer hingen die Wollen am Himmel, als wir am anderen Morgen aufrückten. Und grau und trübselig breiteten sich die Wolken, fast endlos über uns aus.

Ein feiner Regen rieselt herab, unaufhaltsam. Nach etwa halbstündigem Gehen kamen wir an einen großen Komposthaufen. Diesen umgraben, das ist die Arbeit für heute.

Und mit Spaten und mit Schaufeln machen wir uns ans Werk. Wolllos und verdorren. Selten spricht jemand ein Wort. Nur der Regen rieselt langsam und gleichförmig herab, und wie kalte, glatte Schlangen kriecht uns die Kälte den Körper entlang. In einen dichten Mantel gehüllt, steht der Vorarbeiter auf seinem Stock gestützt hinter uns und beobachtet. Doch scheint ihm die Zeit lang zu werden. Bald spricht er mit dem, bald mit dem anderen. Mein Nebenmann rechts erkundigt sich bei mir nach den Fahrpreisen nach Leipzig und Dresden. Er will nächsten Sonnabend aufbrechen. Was er hier verdienen, das reiche gerade für ihn zu. Dabei in Stuttgart aber habe er seine Frau, die er erst im Januar geheiratet habe, in einer kleinen Wirtschaft zurückgelassen, die er ohne Geld gekauft habe. Er müsse sehen, wie Geld zu verdienen. Sonst nimmt man ihm das Häuschen und das Stückchen Feld wieder ab.

Er fragt nach den Arbeitsgelegenheiten. Ich gebe ihm, soweit ich kann, Auskunft und rate ihm, als Arbeiter irgendwo in der Stadt anzufangen; da bekommt er 28 Mark Wochenlohn.

Seine Augen glänzen, als ich den Wochenlohn von 28 M. erwähne. Dann, nach einigem Nachdenken, sagt er resigniert: „Ja, was nützt das; ich kann nicht lesen und schreiben.“

Etwas weiter weg von mir erzählen sich andere, wie es auf den Gütern in der Gegend von Magdeburg ist. Sie waren im vergangenen Jahre dort. Dann vom Wetter, von Mißschlägen, die bei ihnen sehr gesüßert sind. Denn es kommt häufig genug vor, daß bei plötzlichen Gewittern die Leute auf freiem Felde das Gewitter abwarten müssen. Ehe sie den besten Weg nach Hause zurückgehen, ist das Wetter plötzlich schon vorüber.

Und fast jeder weiß eine Geschichte vom Blitz zu erzählen. Entweder schlug er einen oder mehrere tot oder traf sie so, daß sie im ersten Augenblick wie tot dalagen, oder er ging so nahe bei ihnen nieder, daß sie der Wind vortrieß.

Von Feuerbränden wissen auch alle zu erzählen und von Erdbeben, die niederbrannten, als Handwerksburschen darin übernachteten, deren verkokelte Leichen man nachher fand.

Der Vorarbeiter kommt nun in unsere Nähe und fragt: „Wohin, den einen von den Unzufriedenen bei der gestrigen Lohnzahlung, mit Schadenfreude nach?“

„Nu, Pytel, wie geht's denn dem Räden. Tut er noch was?“

Der Angerebelte blüht kaum auf und schmeigt. Die anderen aber werden ruhig und sehen den Vorarbeiter mit fragenden Blicken an.

„Der Pytel und Busch haben gestern vom Allen mit der Ackerbauweise Liebe gekriegt“, erzählt er weiter.

„Nanu! Weshalb denn das?“ frage ich erstaunt.

„Na, die zwoe waren gestern vormittag brühen beim Allen und wollten sich beschweren über mich. Sie hätten zu wenig Lohn von mir gekriegt. Der Alte jagte aber: mich geht die Sache nichts an; machts brühen mit dem Vorarbeiter aus. Der hat Euch angenommen und zahlt Euch auch aus.“

„Ich mache die Arbeiten hier auf mein Risiko, wissen Sie!“ Ich nicke, denn ich kenne das System.

„Na, und da sind sie dann wieder zu mir gekommen und haben Arbeit gemacht. Ich habe ihnen aber nichts mehr gegeben. Die haben schon so genug verdient. Dann sind sie in die Kirche gegangen, und wie sie nachmittag wieder kamen, waren sie nicht mehr müßtern. Und da lesen sie in ihrem Buch wieder über den Lohn. Der sah gerade auf der Hand und spielte mit dem Finger und dem Buchhalter Karten und sah die beiden über'n Hof kommen. Und da nahm er so die Peitsche hinter'n Rücken, und stellte sich an die Tür. Und wie nun die zwoe kamen, fragte er: „Was ist denn los?“ Und wie die so „po polsch“ anfangen zu brammeln, da fängt der Alte an loszukommen. Der andere war schlau und rief gleich aus: „Der hat bloß fünf Liebe abgekriegt. Der Pytel aber dachte vielleicht, es sei bloß Spaß, und blieb stehen. Dafür hat er ande gekriegt.“

Stellenweise schüttelte ihn das Lachen so, daß er nicht weiterreden konnte. Es freut ihn, daß der Administrator ihn so die Brücke vertreiben hat. Ich schüttelte den Kopf und kann es nicht lassen, daß sich zwei Männer einfach verhalten lassen; dazu noch mit der Peitsche!

„Ja, die Leute sind feige. Ganz feige. Man muß nur etwas aufpassen; je größer, desto besser. Dann hat man sie im End“, erklärt mir der Vorarbeiter.

Die Leute haben gar keine Kultur im Leibe. Nun können sie hierher und man läßt sie was verdienen, und dann gehen sie sich noch beschweren. Was sie verdienen, das verkaufen sie. Gar keine Kultur haben sie im Leibe. Sie sind direkt dummschick. Nu haben sie ganz hübsch verdient, 24 Mark ist doch ein schöner Lohn, und werden nun frech.

Na, meinetwegen, den Schaden haben doch bloß die.“

Dann erzählte er mir noch allerlei aus seiner Tätigkeit auf anderen Gütern in früheren Jahren. Und daß er noch zwei bis drei Jahre sich die Geschichte ansehen werde. Dann habe er's satt. Eigentlich habe er es jetzt schon satt, aber er wollte sich noch bis dahin so viel sparen, daß er ein anderes Leben führen könne.

Ringsherum stichelten und soppten die anderen, Männer, Burschen und Mädchen, die beiden Geschädigten. Sie empfanden keine Empörung, nicht einmal einen Unmut. Die Sache machte ihnen Spaß. Weiter nichts als Spaß! Und sie schienen gar nicht zu empfinden, daß es ihnen heute oder morgen genau so ergehen könnte, wie den Bivelen.

Der Regen wurde jetzt heftiger. Der Wind segte kalt über das Land und trieb den Regen direkt ins Gesicht. Der Schauer fiel auf das Gras. Ich spürte, wie mir das Wasser von der Nase über den Nacken am Körper hinabläuft.

Wir lauerten nieder. Der Regen rauscht weiter, und es sieht nicht so aus, als würde er aufhören. Nun ist kein Feder trocken an uns. Naß und schwer liegen die Kleider uns an Leibe. Gut, wie kalt die Kleider sind! Bei jeder Bewegung fühlt man das. Selbst in den Schuhen ist bereits das Wasser.

Und immer noch regnet's. Arbeiten können wir doch nicht mehr, denke ich. Naß bist du einmal, unerlebt! Ich geh' rein! Und hinter mir kommen sie alle nach. Den Fransen kleben die Hüften und Röde an den Kleidern, daß die Körperformen deutlich hervortreten.

Um 8 Uhr, zur Festschlafzeit, sind wir wie aus dem Wasser gezogen, in der Kaserne angekommen. So gut es geht, werden die nassen Kleidungsstücke ausgenommen und mühsam in der Frühstücksstube auf die Dächer, die über den Herd gespannt sind, zum Trocknen aufgehängt. Die wenigsten haben Kleider zum Wechseln. Ich habe ebenfalls nur das, was ich auf dem Leibe habe; außer einer Soße, die ich an Stelle des nassen anziehe.

Was wir wohl nachher bei diesem Regen machen werden? Der Vorarbeiter läßt uns nicht lange im Ungewissen. In der Handwerkerstube gibt's bei jedem Wetter Arbeit zu erledigen. Ein Teil der Frauen soll nach dem Frühstück Sade flicken. Die anderen und ich werden nach der Scheune kommandiert, Ernt zu „hängen“.

(Fortsetzung folgt.)

Der ausgerichtete Fall. Dem Kolmarer Gericht ist der Antrag zugewandt, bei Nichterfüllung des Reichsersatzes, genannt Hansl, bis zur Strafvollstreckung die Beschlagnahme der gesamten im Inlande vorhandenen Vermögenswerte Hansls sowie seiner gesamten Honorarforderungen an deutsche Journale auszusprechen. Die von Hansl gestellte Kaution ist von zahlreichen Verehrern und Freunden Hansls zusammengebracht, und zwar zum Teil psonalweise, da die Wehr selbst größtenteils vermögenslos sind. Infolgedessen erlassen die Rautionsgeber einen Aufsat zur freiwilligen Rückkehr aus Frankreich. (7) Die gegen Hansl noch schwebenden Ermittlungsverfahren beim Kolmarer Gericht nehmen ihren Fortgang.

Seine Rautionsgeber wird Hansl von Frankreich aus sehr bequem befristigen können. Schon wieder ein russischer Major wegen Spionage verhaftet. Am Montagabend ist in der Nähe der Feste Boyen bei Pöthen ein russischer Spion verhaftet worden. Er nahm Vermessungen an den Festungswällen umweit des Rastenburger Torres vor. Im Verhör gab er an, russischer Major zu sein. Die Untersuchung ist eingeleitet.

Der Kirchenstaat im Venedig. Der Bischof Korum von Triest erklärt durch seinen Generalvikar im kirchlichen Anseher seiner Diözese eine Verordnung, in der bestimmt wird: Jeder Priester, der zur Erhebung einer Strafanzeige oder zur Stellung eines Strafantrages gleichwie gegen wen schreiben zu sollen glaubt, hat zunächst unter kurzer, aber vollständiger Darlegung des Tatbestandes und Anzeiger zu erstatten und dann unsere Entscheidung abzuwarten.

Jeder Priester gegen den eine Strafanzeige erstattet, oder eine Strafverfolgung von einer weltlichen Behörde oder durch eine Privatklage eingeleitet wird, hat uns alsbald hier von unter Darlegung des Sachverhalts Anzeige zu erstatten. Womöglich ist Abschrift der Klageschrift vorzulegen. Wirtlichkeitsleuten irgendwelcher Art unter Priestern sollen zur Vermeidung des Nergernisses nur vor dem kirchlichen Gericht geschlichtet werden.

Das amtliche Ergebnis der Koburger Reichstagswahl. Bei der Reichstagswahl am 10. d. Mts. im Wahlkreis Koburg-Gotha I wurden bei 17 124 Wahlberechtigten 14 886 gültige Stimmen abgegeben. Davon erhielten Rechtsanwalt Hofmann-Dof in Wapern (Soz.) 6761, Fabrikant Arnold-Neustadt bei Koburg (Fortschrittl. Volkspartei) 5627 und Amtsgerichtsrat Dr. Stoll-Koburg (Nat.) 2498 Stimmen. Bersplittert waren zwei Stimmen. Es ist engere Wahl zwischen Hofmann und Arnold erforderlich, die am 17. d. Mts. stattfinden wird.

Musland.

Finanzielle Schwierigkeiten in Frankreich:

Die französische Kammer arbeitet gegenwärtig mit Hochdruck. Sie hält vormittags und nachmittags Sitzungen ab. Der Regierung und den bürgerlichen Parteien ist vor allem daran zu tun, das Budget durchzuführen und die Kammer dann zu vertagen. Herr Poincaré will nach Rußland reisen und die Kammer soll vorher in die Ferien gehen, damit nicht unbegreifliche Streitigkeiten in letzter Stunde einen Stich durch seine Risse machen. Die Debatten werden daher fast ausschließlich von unseren Genossen geführt: Die Vertreter der bürgerlichen Parteien schweigen sich in allen Tonarten aus und die Vertreter der Regierung auch. — Die Schwierigkeit für die Regierung liegt in dem tiefen Defizit. Es beträgt nicht weniger als ein Milliarden Francs. Unsere Genossen Semiat, Thomas und Dubouché lagten die Regierung in auf letzten Kammerung an, daß dieses Defizit allein durch die Steuern und eine Politik des Imperialismus bewirkt worden sei. Der Finanzminister Rouleau gab zu, daß das Defizit eine Milliarde betrage. Vierhundert Millionen davon würden durch die neuen Steuern und Abgaben gedeckt werden. Sind noch zu beden 600 Millionen! Und darüber wird der Kampf beginnen. Nicht nur um die Deckung dieser 600 Millionen, sondern um die dreijährige Dienstzeit, die Muster des Riefendefizits. Genosse Jaurès sagt in der Kammer: Der Minister wird sagen müssen: Es sind eine Milliarde neue Steuern erforderlich. Dieser Tag, der nahe ist, wird die Frage der 3 Jahre aufs neue auf die Tagesordnung bringen. Und das wird der schwierigste Moment sein, den unsere leitenden Personen zu überwinden haben werden.

Sonderbare „Gerüchte“ in Belgrad. Unter den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Kolonie verbreitete sich am Sonntag das Gerücht, daß gegen die in Belgrad lebenden Oesterreicher und Ungarn von serbischer Seite Attentate geplant seien. Infolgedessen sendeten viele Oesterreicher und Ungarn ihre Familien nach Semlin, um sie dort übernachten zu lassen. Ungefähr vierzig Frauen und Kinder suchten Zuflucht in der hiesigen österreichisch-ungarischen Gesandtschaft und im österreichisch-ungarischen Konsulat, wo ihnen Nachtlager zur Verfügung gestellt wurden. Nachdem ferner der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft Nachrichten zugekommen waren, daß auch angeblich gegen die Gesandtschaft ein Attentat geplant sei, verständigte der österreichisch-ungarische Gesandte Freiherr von Giesl den Ministerpräsidenten Bartsch, der sich sogleich mit dem Minister des Innern Brotsch ins Innenministerium setzte; dieser beauftragte den Stadtpräsidenten Lagarowitsch, sofort verstärkte Sicherheitsmaßnahmen in der Umgebung des Gesandtschaftsgebäudes zu treffen. Noch im Laufe des Abends wurden die Polizeiposten vor der Gesandtschaft sowie die Mannschaften in der naheliegenden Polizeiwache verstärkt. Die Nacht verlief in vollster Ruhe. Es fanden weder in der Nähe der Gesandtschaft Zusammenkünfte statt, noch wurde irgend ein österreichischer oder ungarischer Untertan bedröht oder belästigt. Nach Ansicht der Belgrader Stadtpräsidenten dürfte es sich um eine blinde Panik unter einem Teile der österreichisch-ungarischen Kolonie gehandelt haben, die eine Folge der erregten Schreibweise der Presse sein dürfte.

Italienisch-österreichisches Vorgehen in Albanien? Der Mailänder „Avanti“ meldet, daß Italien positive Vorbereitungen in einer Expedition nach Albanien getroffen habe, die auch gleichzeitig österreichische Maßregeln in Pola und Dalmatien veranlaßt hätten. Das sechste Artillerieregiment in Varna, das sich auf dem Schießplatz in Bracciano befand, sei mobil gemacht worden und nach einem unbekanntem Bestimmungsort abgegangen; ebenso sollen in Gaiera Truppen für Albanien zusammengezogen worden sein und die Order erhalten haben, sich zum Ausmarsch bereitzuhalten.

Rasputin den erlittenen Verletzungen erliegen. Der russische Mönch Rasputin ist den erlittenen Verletzungen erliegen. — Die Täterin, die Rasputin den Dolchstoß in den Unterleib verleihte, stammt aus Jarlyun. Sie soll früher eine junge Anhängerin des bekannten, aus der russischen Kirche verstoßenen Mönchs Ilodor gewesen sein. Ilodor wurde letztendlich durch Rasputin gestürzt, nachdem dieser mit dem Bischof Zhebragan, dem früheren Gönner des Rasputin, auf ein Verhängnis hatte zuwirken lassen, daß er den Hof in Zukunft

melden sollte. Deshalb kauft die Version, daß die Täterin von Ilodor abgehandelt worden sei, um Rasputin zu töten. Dieser Annahme widerspricht freilich die Tatsache, daß Rasputin mit der Täterin zusammen Belterburg vor acht Tagen verlassen hat und sich an ihr unterwegs vergangen haben soll.

Ein neuer Sozialistenprozess in Warschau. Am 3. Oktober beginnt vor der Strafkammer des Warschauer Bezirksgerichts die Verhandlung gegen eine Reihe Studenten, Buchhalterinnen, Lehrerinnen usw., die als Mitglieder der polnisch-sozialistischen Partei in Rußland (P. S. D.) der „revolutionären Weisheitsbündel“ angeklagt sind. Sämtliche Angeklagte sitzen schon seit dem Herbst 1911 in Untersuchungshaft, also beinahe drei Jahre. Die Hauptangeklagten sind der 22-jährige Student Chaddäus Dlugoski von der Krakauer Universität, die Kassiererin Sophie Maslow von Warschau, die Lehrerin Christina Swionikowska, Tochter eines Warschauer Realchullehrers, die schon vor mehreren Jahren in einem Jahre Festung verurteilt worden war, weil sie konfizierte sozialistische Schriften versteckt gehalten, ferner die Buchhalterin Geofadia Chojekta, die Lehrerin Palina Migger und andere.

Russische Gouverneure. Der Dumaabgeordnete Purischewitsch hat in einer Rede eine Anzahl Gouverneure der Korruption und lasterhaften Lebensführung beschuldigt. Die Gouverneure wollten bürokratisch wegen Verleumdung verklagen und den Anfang hierzu machte der Gouverneur von Kiew. Der Ministerrat hat jetzt diese Anzeigen geprüft und angeordnet, daß die Verleumdungsakten unterbleiben. Man sagt, daß Purischewitsch wesentliche Punkte seiner Beschuldigung beweisen könne.

Der Straßbahnarbeiterstreik im Haag, Holland, hat am Montagabend mehrere Zwischenfälle gezüht. Die Unruhen dauerten die ganze Nacht. Gegen 11 Uhr abends entstand ein Handgemenge bei dem die Menge die Polizisten mit Steinen bewarf, diese machten von den Säcken und Revolvern Gebrauch. Mehrere Vorfälle ereigneten sich während der ganzen Nacht, wobei 16 Personen schwer verwundet wurden. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor.

Die Anarchie in China. In Gutschantschen ist unter den Truppen die Anarchie ausgebrochen. Morden von Soldaten ziehen unter und rauben Passanten und Läden aus und scheuen sich auch nicht vor Raubmorden. Die Regierung ist unfähig, die Ordnung wiederherzustellen und infolgedessen hält die Bevölkerung zum „Weißen Wolf“.

Im japanischen Marine-Verschungsprozess wurde am Dienstag das Urteil gefällt. Es wurden verurteilt: Pooley zu zwei Jahren Gefängnis, Herrmann zu einem Jahre, Klundell zu zehn Monaten und Kaga zu vier Monaten Gefängnis. Die Strafvollstreckung wurde für sämtliche Verurteilte, außer für Pooley, um drei Jahre hinausgeschoben.

Russische Spionage in Deutschland.

Vor dem Kriegsgericht der Königlich Preussischen Kommandantur in Berlin fand ein aufsehenerregender Landesverratsprozess, der sich gegen den Feldwebel Walter Pohl aus Thorn richtete, statt. Der Prozess sollte Aufschluß darüber geben, in welcher Weise die russische Regierung ihre Vorkämpfer in Berlin dazu misbrauchte, um nicht allein die ihr hier gewährte Gastfreundschaft durch Spionage schlecht zu belohnen, sondern auch deutsche Reichsgeldgeber dazu zu verführen oder ihre Postlage dazu zu benutzen, um gegen schändes Geld ihr Vaterland an das Ausland zu veraten. Der Prozess hat folgende Vorgeschichte:

Der Feldwebel Pohl, der bei der 3. Kompanie des 1. Westpreussischen Pionierbataillon Nr. 17 in Thorn stand, besaß sich wegen größerer Schulden in außerordentlichen finanziellen Schwierigkeiten. Um sich aus seiner prekären Lage zu befreien, kam er auf den verhängnisvollen Gedanken, ihm jugendliche Festungspläne an Rußland zu verkaufen. Er ermittelte insgeheim die Adresse des Militärattachés bei der russischen Botschaft in Berlin, des Obersten Paul von Salzaroff, setzte sich mit diesem in Verbindung und bot ihm die Festungspläne zum Kauf an. Was zwischen beiden verhandelt worden ist, wird erst die Verhandlung ergeben. Sicher ist indes, daß Pohl im Laufe des russischen Militärattachés einen Kaufmann Karl kennen gelernt hat, einen Deutschen, der schon seit längerer Zeit im Dienste eines russischen Spionagebureaus in Petersburg tätig war. Von diesem will Pohl näher darüber instruiert worden sein, wie er die Festungspläne verkaufen könnte. So ganz unbeteiligt scheint aber der famose Oberst von Salzaroff auch nicht zu sein, denn er hat vor der Verhandlung vor dem Kriegsgericht jetzt plötzlich den besseren Teil der Tapferkeit erwählt und hat das Hauptverbrechen auf sich allein wälzen lassen. Er hat nach Rußland zurückgekehrt und wird in etwa 2 Monaten wiederkehren. Wahrscheinlicher ist indes, daß ihn ein anderer auf seinem Posten ersetzen soll, dem von seiner Regierung wohl größere Vorzucht angetragen werden wird. — Das laubere Landesverratsgeschäft wurde von dem Feldwebel Pohl, der dafür auch äußerst schlecht bezahlt wurde — er erhielt nur wenige hundert Mark — eine ganze Zeit lang fortgeführt und würde wahrscheinlich auch heute noch ritt an den Tag gekommen sein, wenn nicht Kaul, dem die russische Regierung übrigens einen Pfah gefälligst hatte, damit er unter dem Namen „Dr. Blumenthal“ ungestört in Deutschland spionieren konnte, mit dem Spionage-Bureau in Petersburg Streitigkeiten bekommen hätte. Diese Streitigkeiten müssen außerordentlich schwer gewesen sein, denn Kaul stellte sich in Rußland selbst einem dortigen deutschen Konsul und nannte die Namen einer ganzen Reihe von Personen, die in Deutschland für Rußland spionierten, darunter auch den Namen Pohl. Pohl wurde unaufrichtig beobachtet und als sich herausstellte, daß die Beschuldigungen Kauls nicht aus der Luft gegriffen waren, wurde er verhaftet. Kaul selbst ließ sich nach Deutschland zurücktransportieren und erwartet nun seine Aburteilung durch die vereinigten 2. und 3. Strafkammern des Reichsgerichts zu Leipzig wegen Landesverrats.

Zur Verhandlung sind fünf Zeugen geladen, darunter der aus der Haft vorgelassene Kaufmann Kaul und die Braut des Angeklagten, Margarete Brenneke; weiter sind drei Sachverständige geladen. An der Verhandlung nehmen auch vier Offiziere des Großen Generalstabs sowie ein Soldat des Admiralsstabs teil, die befehlen haben, bei einem eventuellen Ausschluß der Öffentlichkeit im Saale verbleiben zu dürfen. Nach Landgerichtsrat Bömbe, der die Untersuchung in der Strafsache gegen den Kaufmann Kaul geführt hat, ist in dienstlichen Interesse anwesend und möchte der Verhandlung beiwohnen. — Die Verteidigung des Angeklagten, der in Feldwebeluniform aus der Haft vorgeführt wird, führt Rechtsanwalt Dr. Barnau.

Nach Erledigung der Vorarbeiten beginnt der Verhandlungsführer, Oberkriegsgerichtsrat Dr. Weis, mit der Berechnung des Angeklagten.

Es wird festgestellt, daß der Angeklagte Arthur Pohl im Jahre 1888 in Arnau geboren ist. Sein Vater lebt als pensionierter Rechnungsrat in Warschau. Pohl ist im Jahre 1906 beim Militär eingetretten. Er war hauptsächlich bei der 1. Landwehr-Infanterie in Berlin beschäftigt und kam im Jahre 1913 zum 1. Westpreussischen Pionierbataillon Nr. 17 in Thorn. Der Verhandlungsführer stellt fest, daß der Angeklagte nicht beim Kriegsministerium tätig gewesen ist, sondern nur bei der Land-

wehr-Infanterie. Aus der weiteren Vernehmung ist folgendes hervorzuhellen: Verhandlungsführer: Der Jahresbesuchungsbericht lautet: Dienstlich und moralisch vorzüglich bis auf einen Teil von Mithandlungen. — Ich will hier hinzufügen, daß Sie vorbestraft sind, und zwar vom Oberkriegsgericht Berlin im Jahre 1909 wegen Mithandlung eines Untergebenen mit 15 Tagen Mittelhaft. Ein anderes dienstliches Führungsergebnis lautet: Dienstlich vorzüglich, nur einmal wegen Schmutzwerkens verurteilt.

In dem Prozess gegen den Vizelfeldwebel Walter Pohl wurde folgendes Urteil

gefällt. Pohl wurde wegen Verbrechens gegen das Spionagegesetz vom 3. Juli 1893 und wegen Verletzung zu einer Gefängnisstrafe von 15 Jahren Buchhaus zehn Jahren Haft verurteilt. Stellung unter Polizeiaufsicht und Ausstoßung aus dem Heere verurteilt. Die bei dem Angeklagten vorgefundenen 500 Mark wurden als dem Staate verfallen erklärt. Der Verhandlungsführer bemerkt, nachdem das Urteil mitgeteilt worden war, daß der Gerichtshof beifolgen habe, die Verhandlung des Urteils in nicht öffentlichen Sitzungen mitzuteilen, da durch eine öffentliche Verkündung die Gefährdung der Sicherheit des Staates zu befürchten sei. Darauf wurde die Öffentlichkeit wieder ausgeschlossen.

21. Deutscher Ortskrankencaffentag.

Darmstadt, 14. Juli 1914. Am heutigen zweiten Sitzungstage der 21. Jahresversammlung des Hauptverbandes deutscher Ortskrankencaffen referierte zunächst Militärarzt Dr. Mahler (Frankenthal, Pfalz) über die Entwicklung des Krankencaffenwesens seit dem Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung. Der Redner gab ein Bild von den Grundlagen des Krankencaffenwesens und der Reichsversicherungsordnung, die gleichzeitig von fortschrittlichen und rückwärtigen Welt besteht. Die preussische Regierung geht vor allem anderen darauf aus, die Freiheit der Krankencaffen und die staatsbürgerlichen Rechte ihrer Mitglieder zu schmälern. Man will die Angestellten der Disziplinargewalt der Krankencaffenverbände entziehen und sie vor allem denjenigen des Landrats überantworten. Der Redner hierbei eingehend die nach dieser Richtung hin verschiedentlich drohenden Gefahren und betonte, er könne nicht empfehlen, daß abgesehen von wohlerworbenen Rechten, die Krankencaffen keine Rechte auf Ausbegehrt mehr gewöhnen sollen. Jedoch solle man den Angestellten das Recht erdumen, zu wählen zwischen einer Anstellung mit dem Recht auf Ruhegehalt oder zu einer solchen ohne dieses Recht, dafür aber dann mit einer Gehaltszulage. Auf diesem Wege würde das Erfordernis der Genehmigung des Oberversicherungsamtes bei jeder einzelnen Anstellung ausgeschaltet. Im Interesse des Friedens sei es zu bedauern, daß in dieser Frage Preußen wieder einmal an der Spitze des Rückwärtsmarsches. (Lebhafter Beifall.) Professor Dr. Gerzheimmer (Frankfurt a. M.) verbreitete sich sodann über die Salvaranbehandlung der Syphilis.

Der Referent führte hierzu im wesentlichen aus: In Frankreich wurden in der Statistik 11.000 Fälle behandelt. Nur den Augenblicken können über den Erfolg Zweifel bestehen, der Referent dagegen sei schon längst zu einem klaren Wissen gekommen. Die Nebenwirkungen bei der Salvaranbehandlung seien außerordentlich gering. Erblindungen und Todesfälle blieben bei den genannten Behandlungsfällen gänzlich aus. Nach der Zusammenstellung eines Arztes, die 200 Todesfälle angeblich infolge von Salvaranbehandlung umfaßt, sollen 72 Todesfälle als direkt dem Salvaran zur Last fallend sicher sein. Erwiesen sind aber nur 7 Fälle. Die gemischte Behandlung mit Salvaran und Quecksilber hat sich als außerordentlich wichtig herausgestellt. Der Referent gibt dann eine Schilderung der drei Arten von Syphilis: der primären, der sekundären und der tertiären. Die neue Behandlungsweise hat bei allen Erkrankungsstadien die Rückfälle auf ein Minimum eingeschränkt. Weiter gab der Vortragende eine Schilderung der Rückenmarkschwindigkeit und stellte hierbei die Tatsache fest, daß diese Krankheit fast ausschließlich auf Syphilis zurückzuführen sei. Die neue Behandlungsmethode erweist dem Kranken einen großen Dienst, ebenso wie sie für die Volksgesundheit im allgemeinen von größter Wichtigkeit ist. Von besonderer Bedeutung ist diese Verkürzung der Kurdauer und damit die Verringerung der Kosten, was namentlich vom Standpunkte der Krankencaffen aus von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. — In der Diskussion wurde von dem Vorsitzenden Fräulein Dr. Pohl der Dank der Kassenerwartungen für die außerordentlich reichhaltige Darstellung zum Ausdruck gebracht und bedauert, daß Erziehung Ehrlich wegen Krankheit in der Versammlung, die für ihn einen Triumph bedeutete haben würde, nicht habe erscheinen können. In der Besprechung wandten sich auch Genosse Darmstadt und Weis dagegen, daß nicht auch Gegner des Salvarans gehört würden, und überhaupt gegen eine Behandlung der wissenschaftlichen Fälle dieser Frage vor einem Forum von Laien. Graf Franzenharm am Main behauptete den hohen Preis des Salvarans und regte an, den Krankenhäusern die Salvaraninjektionen extra zu bezahlen, damit sie sich in der Behandlung syphilitischer Krankheitsfälle mehr Mühe geben.

Hierauf wurden folgende Vorkämpfer des Referenten Dr. Gerzheimmer einstimmig angenommen:

„Bei jedem syphilitisch erkrankten Menschen ist die frühzeitige desto besser, eine komplizierte Salvaran-Quecksilberbehandlung einzutreten. Das Sekretariat soll nach genauer Untersuchung des Patienten im Krankenhaus angesetzt werden, wo der Patient mindestens die nächsten 21 Stunden verbleiben soll. Durch diese Kur wird der Ausbreitungsgeschwindigkeit anderer Menschen und insoweit der Familie gegenüber nach dem heutigen Stand der Wissenschaft am besten entgegenzuwirken. — Da durch die genannte Behandlung die Syphilis heilbar wird, oder doch die Rückfälle außerordentlich eingeschränkt werden, so erwächst neben den Vorteilen für die Patienten und für die Allgemeinheit, auch für die Krankencaffen ein sehr wesentlicher finanzieller Vorteil.“

Nunmehr berichtete Rechtsanwalt Dr. Baum über das Berliner Krankencaffenkommen vom 23. Dezember 1913.

Nach eingehender Besprechung des Tagesablaufs der Referent folgende Resolution zur Annahme vor:

„Die 21. Jahresversammlung des Hauptverbandes deutscher Ortskrankencaffen erkennt das Berliner Einigungsabkommen vom 23. Dezember 1913 grundsätzlich an und verpflichtet die Verbandscaffen insbesondere, die in der Konfliktzeit angenommenen Klerge nach Maßgabe des getroffenen Abkommens zu entschädigen.“

In der Diskussion vertheidigt der Vorsitzende des Hauptverbandes, Landtagsabgeordneter Fräulein Dr. Pohl, Dresden, gegenüber einem anderen Redner, Dr. Fräulein Dr. Pohl, seine Stellung in der Erledigung der großen und wichtigen Streitfragen. Er habe in entscheidender Stunde, so betonte er, im Einverständnis mit sämtlichen Vorstandsvorsitzenden gehandelt. Wohl seien große Opfer, auch von Einzelcaffen, zu bringen gewesen, ohne weiteres kam eine Einigung auch nicht zustande. Wichtig sei vor allem die Bestellung geeigneter Männer für den Vorstandsausschuß und Zentralausschuß, weil es dort gilt, die Interessen der Caffen wahrzunehmen. — Wollte der Reichstag die reifliche Vereinnahmung des Kollektivvertrages für 1914. — Besonders sei das dort der Fall, wo freie Arztwahl herrscht. — Nach weiterer Debatte wird ein Antrag auf Schluß abgelehnt, dagegen wird beschlossen, wegen der vorgehenden Zeit die weitere Diskussion auf morgen zu vertagen.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 15. Juli.

Auf, in die Generalversammlung!

Für die Mitglieder des Sozialdemokratischen Vereins Breslau ist es eine bringende Ehrenpflicht, die Generalversammlung zu besuchen, die Donnerstag, den 16. Juli, abends 8 Uhr, im großen Saale des Gewerkschaftshauses abgehalten wird. Die Genossinnen und Genossen werden ersucht, die Mitgliedsbücher mitzubringen, da sie ohne diese keinen Zutritt haben.

Der nächste Frauenabend.

Montag, den 20. Juli, abends 8 1/2 Uhr, wird der Frauenabend des sozialdemokratischen Vereins Breslau in folgenden Lokalen abgehalten:

- Japanischer Garten, Friedrichstraße 49,
- Deutscher Kronprinz, Westendstraße 50/52,
- Sering, Heinrichstraße 5,
- Fischer, Michaelisstraße 26,
- Gewerkschaftshaus, Zimmer 11,
- Deutscher, Dubenstraße 50,
- Frank, Neubrückstraße 99.

Jedes weibliche Mitglied ist hierzu freundlichst eingeladen. Die Frauenabende werden pünktlich eröffnet und nach Möglichkeit um 10 Uhr geschlossen. Die Genossinnen werden ersucht, die Lieberbücher und das Mitgliedsbuch mitzubringen.

Wahl der Versicherungsvertreter als Beisitzer des Versicherungsamts der Stadt Breslau.

Es sind gewählt worden aus der Gruppe der Versicherer:

- Schlösser Robert Opik, Herxogstraße 25,
- Schlachthofarbeiter Oskar Reclor, Kahbachstraße 16,
- Verbandssekretär Paul Sent, Bobrauerstraße 97/99,
- Verbandssekretär Oskar Stein, Rothfuhbenstraße 20'
- Waldhauer Paul Brand, Rospothstraße 4,
- Tischler Albert Kuntze, Denerstraße 66/68,
- Maurer August Krause, Charlottenstraße 14,
- Arbeiter Gustav Winkler, Dirschstraße 84,
- Korrespondent Arthur Dergal, Gnebenaustraße 12,
- Kassenbeamter Erich Wiedera, Michaelisstraße 61,
- Dreher Richard Weill, Bobrauerstraße 49,
- Maler Max Schönfelder, Nachodstraße 2c,
- Schriftföhrer Richard Doserichter, Kleischlaustraße 16,
- Stellmacher Paul Pielscher, Silberbrandstraße 22,
- Installateur Felix Wolf, Kleine Holzstraße 3,
- Tischler Julius Herrmann, Rospothstraße 24.

Die in der Vorschlagsliste A unter Nr. 10 bis 48, und in der Vorschlagsliste B unter Nr. 8 bis 48 verzeichneten Personen kommen als Ersatzvertreter in Betracht. Scheiden gewählte Personen während der Dauer der Wahlzeit — 1. Juli 1914 bis zum 30. Juni 1918 — aus, so rücken die auf derselben Liste gültig vorgeschlagenen, noch nicht gewählten Bewerber in der Reihenfolge der Vorschlagsliste als Stellvertreter ein. Das gleiche gilt, wenn ein als Ersatzmann einrückender Stellvertreter die Wahl mit Erfolg ablehnt.

Verkehrsunterricht für die Breslauer Schulkinder.

Eine Warnung für das Publikum.

Die Breslauer Schulkinder haben vor einigen Monaten eine neue Dienstordnung erhalten, die strengt auch in der „Volksstimme“ besprochen worden ist. Die neue Dienstordnung hat bei den Schulkindern viel Unmut und Unzufriedenheit hervorgerufen, weil sie bei wenig freier Zeit jetzt viel strenger mit ihnen umgehen als dies früher der Fall war. Nach Mitteilungen, die uns gemacht wurden, soll sich der Unmut der Schulkinder in einer verminderten Zahl von Anzeigen bemerkbar gemacht haben, da die Schulkinder angeblich nur wenig Lust verspüren, sich ihren Dienst durch stundenlanges Warten als Zeuge vor Gericht noch zu erschweren. Wie weit diese Mitteilungen zutreffen, können wir nicht prüfen, doch deutet alles darauf hin, daß man auch auf dem Polizeipräsidium etwas von einer Angelegenheit der Schulkinder gespürt hat. Jedenfalls sollen in Zukunft mehr Anzeigen erfolgen.

Serr Kommissar Thiele, der Chef der ersten Abteilung, dessen Name unseren Lesern nicht unbekannt ist, hat die Aufgabe erhalten, die Schulkinder entsprechend auszubilden. Herr Thiele ist auch der geeignete Mann hierfür, hat er doch vor einiger Zeit der Menschheit ein schönes Buch beschenkt, mit dem Titel: „Die Waffengewalt der Polizei“. Herr Thiele veranlaßt zur Zeit im Polizeipräsidium Extra-Instruktionssunden, an denen sich die Breslauer Schulkinder abwechselnd zu beteiligen haben. An diese Instruktionssunden schließt sich am Freitag und Sonnabend-Nachmittag der sogenannte Verkehrsunterricht. Er besteht darin, daß eine Abteilung Schulkinder je zwei und zwei hintereinander von Herrn Thiele durch die verkehrsreichen Breslauer Straßen geführt werden, wobei sich Herr Thiele in Uniform befindet, während die Schulkinder den Verkehrsunterricht in Zivil genießen. Die Schulkinder haben während des Verkehrsunterrichts vor allen Dingen die Augen gehörig aufzumachen, nach dem Grundsatz: Dem „Auge des Befehls“ darf nichts unverborgen bleiben.

Nachdem wir von verschiedenen Polizeistellen auf diese Dinge aufmerksam gemacht wurden, haben wir es für angebracht gehalten, näher zu beobachten, wie sich dieser Verkehrsunterricht vollzieht. Rast z. B. ein Fußgänger sein Fußwerk an einem unbeaufsichtigten an der Bordsteinfalte stehen, so sagt Herr Thiele: „Werken Sie was?“, worauf die Beamten in Zivil diese Straßenübertrittung ihren Notizbüchern prompt eintragen. Dann kommt ein Auto dahergefahren, dem hinten der Fahrer entweicht. Herr Thiele's Schüler wissen auch hier, was ihres Amtes ist. Oder ein Radfahrer befährt die für Radfahrer verbotene Kreuzungsstelle. Herr Thiele sieht es. Ein Blick genügt und die ihm folgenden Schulkinder in Zivil, sie wissen Bescheid. So wird jede einzelne Straßenübertrittung, auch die geringste und unscheinbarste, für den Befehlshaber auf diese Weise voll und ganz beobachtet. Die Beamten der Zivilabteilung sollen den Beamten der Zivilabteilung werden für alle Verordnungen großen und kleinen Verfalls gegen die Straßenpolizeiverordnung, das Drohschloßreglement, die Verordnung über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen, und noch so und so viele andere Bestimmungen und Vorschriften, an denen sie ja keinen Mangel haben. Die von den Beamten gemachten Notizen sollen dann, wie man uns sagt, in der nächsten Instruktionssunde dem Kommandanten und von Herrn Thiele erläutert werden.

Soweit unsere Beobachtungen reichten, handelte es sich offenbar um den Anfangsunterricht. Für die „Fortgeschrittenen“ soll der Unterricht in etwas anderer Form erfolgen. Herr Thiele steht dann mit den Schülern in Zivil durch die Straßen, ohne sie noch auf irgend eine Verflüchtigung aufmerksam zu machen, die er natürlich mit Remerksel sofort erfaßt und notiert. Die Schulkinder haben ebenfalls ganz selbständig alles Polizeiwesen zu verfolgen, das sie erblicken und nachher werden die Notizen verlesen. Auf diese Weise läßt sich feststellen, ob die Schärfe des Schutzmansausbehalts bereits anreicht, oder ob noch Uebertreibungen unbedacht bleiben. Ob es wahr ist, daß Schulkinder wegen mangelnder Aufmerksamkeit disziplinarisch bestraft werden, können wir nicht nachprüfen, doch ist uns auch das aus Polizeistellen berichtet worden.

Das etwa die Schulkinder auch Unterricht über Hilfeleistung in Not- und Unglücksfällen erhalten, ist uns bisher noch nicht berichtet worden. Und doch hielten wir das für viel wichtiger als die Schärfung des Auges für allehand Nichttaten. Ebenfalls wäre es angebracht, die Schulkinder zu unterrichten, wie sich ein umfangreicher Verkehr ohne Kraker und Strafmandate regeln läßt. Doch wir sind nun eben nicht in England, sondern in Preußen.

Aud wieder die rote Schleife.

Die Breslauer Polizei hatte gestern wieder ihren großen Tag. Es gelang ihr, ein Verbrechen zu verhindern, das leicht der Untergang unserer Vaterstadt zur Folge haben konnte. Diesmal übertrumpfte sie ihre früheren Taten aber noch ganz bedeutend. Während sie sich sonst damit begnügte, die roten Schleifen von den Kränzen und von den Särgen der Toten gewaltsam zu entfernen, ließ sie gestern sogar bis in die Rocktasche eines Leidtragenden, um sich dort des gefährlichen Zeugstoffs zu bemächtigen. Der Bruder des Toten, dem man das letzte Geleit gab, hatte nämlich schon beiseiten die Schleife vom Kranze entfernt, weil er mit der bekannten Wachsamkeit unserer Polizei rechnete. Er rechnete aber nicht mit ihrer Findigkeit. Ein Kommissar und sechs Schulkinder drangen in den Leichenzug, hielten dem Bruder des Toten an und rissen ihm trotz seines Protestes gewaltsam die Schleife aus der inneren Rocktasche. Selbstverständlich wurde der Mann auch verhaftet und zur Wache geschafft, wo seine Personalien festgesetzt wurden, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn er später noch eine Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt bekommt.

Was er aber mit Rücksicht auf den toten Bruder verhindern wollte, nämlich die Sicherung der Leichenseite durch einen demonstrativen Aufzug, das hat die Breslauer Polizei trotz dem fertig gebracht. Ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und ob sie die heiligsten Gefühle der Leidtragenden auf die größte Verletzung, verlor sie das verbotene Gut. Der junge Mann kam von Wladimir, daß er keine roten Schleifenträger hatte, sonst wären diese in der ersten Begeisterung für die edle Sache vielleicht auch verhaftet worden und er hätte seine Hosen fürderhin mit den Händen festhalten müssen. Soweit sind wir schon in Breslau.

Ueber den traurigen Vorgang wird uns gemeldet:

Am Dienstag in der fünften Nachmittagsstunde wurde der Steinbrücker Richard Bauer vom Allerheiligen-Hospital zum Oswiger Friedhof hinausgeführt. Hinter dem Leichenzug schritt ein Arbeitskollege des Verstorbenen mit einem schlichten Kranz, den der Steinbrückerverband gefertigt hatte. Eine schmale rote Schleife mit Widmung war an dem Kranz befestigt und die hatte es auch diesmal der Polizei angetan. Der Leichenzug hatte sich kaum in Bewegung gesetzt und war eben in die Burgstraße eingebogen, als ein Polizeiwachmeister und sechs Schulkinder aus der Wache des ersten Polizeireviere in der Herrenstraße herausgeköhrt kamen, um sich der gefährlichen Krankschleife zu bemächtigen. Der Bruder des Toten, der nichts Gutes ahnte, machte schnell die Schleife los und steckte sie in seine innere Rocktasche, in der Meinung, die Polizei werde nun den Leichenzug unbehelligt passieren lassen. „Wo ist die rote Schleife?“ fragte laut der Wachmeister und im nächsten Augenblick hatten die Schulkinder sich auf den Bruder des Toten gestürzt und ihm die Krankschleife gewaltsam aus der Tasche gerissen. Obendrein mußte er noch mit zur Wache, wo man seine Personalien festsetzte. Merkwürdigerweise hatte man an der mitgeführten Verbandsfahne keinen Anstoß genommen, auch nicht an der Musikpelle, die dem Zuge voranmarschierte.

Die peinliche Szene, die von der Polizei heraufbeschrieben wurde, rief naturgemäß eine ziemlich Menschenansammlung hervor, die in lebhaftem Entzücken und Mitleid ihrem Unmut über das Geschehene Ausdruck gab. Von einem nahen Neubau, wie aus den Fenstern der benachbarten Häuser erdröhnten ebenfalls Proteste und die Polizei hielt es für angebracht, noch einige Pfrustrer zur Wache zu schicken. Nüher zwei Herren nahmen man eine Gemütskranke fest, weil sie ihrer Entrüstung lauten Ausdruck verliehen hatte. In einer in der Nähe befindlichen Druckerei erschienen später Kriminalbeamte, um den Namen eines Druckers festzustellen, der einen Pfrustrer zum Fenster hinausgeschickt haben sollte. Die Vernehmung erlitt durch die Vorgänge eine ganz bedeutende Verzögerung, denn der Trauergang mußte auf Befehl der Polizei längere Zeit halten.

Am Rosplatz stand ebenfalls ein Schutzmansausgebot bereit, das keinen Anstoß zu einem nochmaligen „Einschreiten“ gegen rote Zeichen der Ehrung fand. Die dortige Polizeiwache ist offenbar von dem Schwesterrevier in der Herrenstraße telephonisch von dem Vorbekommen des Leichenzuges benachrichtigt worden. Eine Anklage wegen Veranlassung eines „unangehörlichen“ Zeichenbegängnisses wird wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen.

Soweit der Bericht, der schon für sich spricht. Diese Selbstaufopferung ist ein schmerzliches Anzeichen für die Verhältnisse in unserer Stadt. Da wäre es doch geraten, man verbietet einfach polizeilich das Herstellen der roten Schleifen. Damit geht man solchen fatalen Dingen ein für alle Mal aus dem Wege. Wir empfehlen dem Herrn Polizeipräsidenten diesen Vorschlag zur freundlichen Berücksichtigung.

Zwangsvollstreckungen. Im Wege der Zwangsvollstreckung sollen folgende in Breslau belegene Grundstücke durch das hiesige königliche Amtsgericht versteigert werden: Neue Gasse Nr. 27 und Sternstraße Nr. 98. Das Verfahren der Zwangsvollstreckung des in Breslau, Nikolaistraße 57, belegenen Grundstücks wird einstweilen eingestellt. Der auf den 4. August 1914 bestimmte Termin fällt weg.

Friede

in den Linke-Hofmann-Werken?

Gestern fanden von 10 Uhr morgens bis 2 1/2 Uhr nachmittags vor dem hiesigen Gewerbegericht die Verhandlungen der Schlichtungskommission der Arbeiter mit den Vertretern der Linke-Hofmann-Werke statt. Es ist eine Einigung erzielt worden. Heute nachmittag werden die Vertreter der Verbände über die getroffenen Abmachungen beraten. Morgen früh werden die Verabredungen den Kundstündigen vorgelegt werden. Von ihrer Entscheidung wird es abhängen, ob endlich Friede geschlossen wird oder der Kampf weitergehen soll. Die Frage wird sehr zeitlich erwohnen sein. Doch kann man Arbeitern, die einen so schweren Kampf so meisterhaft führten, die Entscheidung ruhig in die Hand legen. Sie werden das Rechte schon zu finden wissen.

Wer einen frühlichen Abend

verleben will, der muß am Dienstag, den 21. Juli, das Gewerkschaftshaus aufsuchen, in dem die Theatergesellschaft des Dr. Max Voensgen-Alberty eine Vorstellung gibt. Das Programm dazu hat insofern einige Veränderungen erfahren, als zwei Theaterstücke eingekürzt wurden. „Der Traum des Blüchlers“ von Ludwig Fuld und die zweiaktige Buffalo-Oper „Die Magd als Perle“ von Pergolese. Außerdem kommen die schon angekündigten Lieder zur Laute, ferner Krien, Volklieder und „Das Regenlied“ von Wildenbruch zum Vortrag.

Billetts zum Preise von 30 Pf. sind im Gewerkschaftshaus, in der „Volksstimme“ und in den bekannt gegebenen Verkaufsstellen zu haben.

* Ein neues Diskretolokal hat der Distrikt 6 des Sozialdemokratischen Vereins Breslau bezogen, indem er sein Heim im Restaurant von Gule, Leubenthalstraße 27, aufgegeben hat. Die monatlichen Diskretolokal-Veranstaltungen werden nach wie vor in den „Eisenkästen“, Friedrich-Wilhelmstraße 32, abgehalten.

* Schmachtschändel infolge der großen Hitze. Am Montag nachmittag ist auf der Waldbergstraße ein Dienstmädchen schmachtschändel zu Boden gestürzt. Die Person schaffte die Schmachtschändel nach dem nächsten Parkhaus, und nach etwa einer Viertelstunde erholte sich das Mädchen und konnte seine Wohnung aufsuchen. — In demselben Nachmittage brach auf der Neustadtstraße Ecke Grenzhausgasse die 25-jährige, auf der Ohlauerstraße 40 wohnhafte Verkäuferin Gertrud Kraut bewußtlos zusammen. Sie wurde von Samaritern der Feuerwehr mittels Krankenautos nach dem Allerheiligen-Hospital geschafft.

* Baumsturz. Auf dem Neubau Ring, Ecke Schwednitzerstraße, verunglückte am Montag nachmittag kurz vor 5 Uhr der bei der Herstellung eines Aufzuges beschäftigte Schlosser Otto Standke, Westendstraße 76 wohnhaft. Er stürzte aus dem ersten Stock in den Keller hinab und erlitt annehmend schwere innere Verletzungen. Samariter der Feuerwehr überführten ihn im Krankenwagen nach dem Allerheiligen-Hospital.

* Schwere Straßenbahnunfall. Am 13. Juli vormittags in der 11. Stunde wollte der Kaufmann Hermann Treffe aus Blogan auf dem Blücherplatz, Ecke Neustadtstraße, die Straßenbahn besteigen, die sich noch in Bewegung befand. Er trat fehl, stürzte, geriet unter Schutzbreit und erlitt einen Oberarmbruch. Er wurde von Samaritern der Feuerwehr nach dem Neustadt-Krankenhaus geschafft.

* Straßenunfall. Am 12. Juli abends wurde auf dem Kaiser-Wilhelmplatz am Ober-Verwaltungsgebäude ein fünfjähriger Knabe von einem Radfahrer überfahren. Das Rad erlitt Hautabschürfungen und innere Verletzungen. Die Eltern des Knaben, die hinterher folgt, haben das heimungslose Kind auf und tragen es nach der Wohnstätte. Der Knabe ist zwar insofern selbst an seinem Unfall schuld, als er sich von den Eltern loslöste und auf den Straßen am Liege, aber nach Aussage von Augenzeugen ist der radfahrende Herr zu schnell gefahren und daher außerstande gewesen, rechtzeitig zu bremsen.

* Vermißt wird seit dem 2. Juli die 15 Jahre alte Verkäuferin Klara Gimmel, ein etwa 1,55 Meter großes Mädchen mit dunkelblonden Haaren und graublauen Augen. Das Neuhofstraße 4 wohnende Mädchen trägt gelbbraunen Put mit roten Hosen und Sammetband, welche Bluse mit blauen Blumen, gelbbraunem Kollimator, hohe, schwarze Schürchen und hatte eine schwarze Handtasche bei sich. Angaben über die Vermißte werden nach Zimmer Nr. 47 des Polizeipräsidiums erbeten.

* Todsfällig wurde am Montag, nachmittags 7 1/2 Uhr, auf der Herrenstraße an der Konsumhausgasse die 24-jährige Schneiderin Klara Scholz von der Grenzhausgasse 2. Sie wurde zunächst auf die dort befindende Polizeiwache gebracht, wo sie dann von Samaritern der Feuerwehr mittels Krankenautos in die Heilanstalt auf der Einbaumstraße überführt wurde.

* Der alte Leichnam. Auf der Gustav-Freytagstraße fuhr am Montag nachmittags 3 Uhr, während der Fahrt ein Dienstmädchen vom Straßenbahnzuge ab und kam dabei zu Fall. Das Mädchen hatte zwar keine sichtbaren Verletzungen erlitten, lagte aber über heftige Kopfschmerzen. Es konnte sich in die elterliche Wohnung begeben.

* Die Hottausfunde unter dem Schweinebestand des Besitzers Karl Balleke, Gräbchenstraße 214, ist erlöschend, die Sperre daher aufgehoben worden.

Theater, Konzerte und Vergnügungen.

* Training auf der Adrenabahn in Breslau-Grüniche. Das offizielle Training zum Scheuermann- und Paul-Donitzka-Grinnerungsrennen wird am morgigen Donnerstag, ab 5 Uhr nachmittags in Grüniche eröffnet. Die Teilnehmer an diesen beiden wichtigen Dauerrennen, Günther (Köln), Mettelbeck (Berlin), Kjeldsen, (Dänemark) und Paul Thomas (Breslau) sind mit ihrem gefamten Schrittmacherapparat bereits auf der Adrenabahn eingetroffen, um morgen nachmittag sofort ihre scharfe Trainingsarbeit aufzunehmen. Neben dem Lokalmadador Thomas ist auch Günther und Mettelbeck der Grünicher Zement bestens bekannt, während Kjeldsen der Breslauer Bahn etwas entwöhnt ist und daher bemüht bleiben muß, durch peinliches Training das Mantel auszugleichen. Die Fahrer sind übrigens verpflichtet, mindestens 25 Runden hinter ihren Motoren zurückzulegen.

* Schauspielhaus. Mittwoch wird die Fosse „Wie ein Fisch im Mai“, zum letzten Male wiederholt. Donnerstag geht zum ersten Male mit dem Berliner Thalia-Ensemble die große Gesangsposse „Die Zango-Prinzessin“ von Jean Gilbert in Szene. Die musikalischen Schläger „Ja, wenn das der Petrus wüßte“, „Das Glück kommt über Nacht“, u. a. m. sind dem Werke selbst vorausgeleitet und seit langem auch hier populär geworden. — Der Ailletverlauf findet täglich von 10—2 Uhr an der Theaterkasse statt.

Warnung.

Die Firma „Transatlantische Rheumatische-Gesellschaft“ ...

* Hitzschlag? Der mit seinem Rahne hinter dem ...

Aus Breslau (Land)-Neumarkt.

Döwig, Gerettet. Am Dienstag vormittag waren zwei ...

Wächern doch alle Eltern ihre Kinder ermahnen, beim ...

Walden werden die Kleinen auch durch die auf der ...

Rosental. Zwei Mitglieder-Versammlungen, eine in ...

Es wurde dann weiter über ein Fest verhandelt, das ...

Neuhäus. Ertrunken. Am Montag nachmittag zwischen ...

Hige und Unwetter. In Berlin erreichte Dienstag ...

Eine ideale Sommerfrucht. Die halbkreisförmige ...

Schwafferschwaben im württembergischen Schwarzwald. ...

Ein Haus durch Blitzschlag zerstört. Aus Vorkommnissen ...

Waden auf beiden Seiten des Stomes eine sehr reichliche; ...

Ganß. Selbstmord eines alten Kriegsveteranen. ...

Neumarkt. Unsere Distrikts-Versammlung, die am ...

Zu erwähnen ist noch, daß die Genossen auf den ...

Frankenbergs. Am Montag Abend tagte im „Selben Löwen“ ...

Krankheitsbericht aus dem Landkreis Breslau. Es ...

Es starben an Kindbettfieber: in Reppline und ...

Gewerkschaftliches.

Geplante Gesamtaussperrung in der Solinger Waffenbranche.

Die vor einigen Tagen zwischen den streikenden ...

wegerissen wurde. Die Wände zeigten sich nachher ...

Drei Heizer schwer verbrüht. Nach einem in Rochefort ...

Eisenbahners Ende. In Dinslaken bei Essen (Ruhr) ...

Das Ende eines abnormen Zwillingspaars. Der unter ...

kolonnen der Waffenfabriken nicht näher, von der ...

Nun versuchen die Schornmacher aufs Ganze zu gehen ...

Daß es soweit kommen wird, ist zunächst noch fraglich. ...

Stadt und Provinz.

Wohnung, Zimmerer! Wegen Maßregelung durch Schwarz ...

Die Differenzen bei der Lokalgemeinschaft auf dem ...

Deutsches Reich und Ausland.

Magdöblich t.

Der Vorsitzende des Molenscherverbandes in Leipzig, ...

Zum Streik der Holzbildhauer in Berlin. Insgesamt ...

Aussperrung der Tabakarbeiter in Mannheim. Da die ...

Tarifabschluss im Malergewerbe in Gollnow i. P. Die ...

Bier-Manneten-Bis. Aus Brüssel wird dem „Besse ...

Nur gut, daß selbst in dem schwarzen Belgien eine gewisse ...

Bananen-Einfuhr in Deutschland. Einem dringlichen ...

Schlesien und Posen.

Das Hagelwetter in der Provinz Posen.

Ueber das schwere Hagelwetter, das am Sonnabend nachmittag die Provinz Posen heimgesucht hat, wird berichtet: Dem Hagelschlag ging ein wolkentrübter Regen verbunden mit heftigem Sturm vorher. Der Hagelschlag hat am wenigsten dem Hagen geschadet, der von leichten Wöden auch schon zum größten Teile eingebracht ist. Größeren Schaden haben die Kleingroßen Hagelkörner an der Gerste angerichtet, die ihrer Reife entgegengeht. Auch der Hafer hat sehr durch den Hagelschlag gelitten. Groß ist auch der Schaden, der in den Gemüsekulturen angerichtet wurde. Hier haben besonders die Bohnen und Gurken, die noch viel in der Blüte stehen, gelitten. Großen Schaden hat der Sturm in den Obstgärten angerichtet. Auch der Birk hat vielfach gelitten. In Puchowitz im Kreise Posen-Ost wurde die Bretschneidmühle von Fritz Lück durch Blitzschlag eingestürzt. In Jaworowo im Kreise Wittkowo schlug der Blitz in einen mit acht Personen besetzten Wagen. Zwei Frauen wurden sofort getötet, die übrigen drei Frauen erlitten schwere Brandwunden. In der Stadt Posen kam es infolge der starken Niederschläge zu großen Ueberschwemmungen. Aus den überfüllten Abflussthälern wurden die schweren, eisernen Verschlussdeckel meterweise herausgeschleudert. In der Umschlagstelle der Warthe flüchtete die Ufermauer ein. Ein an der Mauer liegender Mauertheil wurde durch herabstürzende Mauerreste zum Sinken gebracht.

Ohlau, 14. Juli. Beim Baden ertrunken. Am Montag in den Abendstunden gingen mehrere junge Leute in die Oder baden. Der 18 Jahre alte beim Pfefferküchler Klony beschäftigte Mädchengeselle Wenzel ging sofort unter. Durch Hilfeleistung aufgefunden, wurde er abgedeckt und in ein Krankenhaus gebracht, wo er infolge der Unterwassererstickung starb. Der hinzugekommene Arzt konstatierte Herzschlag. Deshalb Voricht beim Baden.

Lebensüberdruß. In der Nacht zum Dienstag entfernte sich der frühere Backmeister Raabe aus seiner Wohnung auf der Oberstraße. Am Morgen wurde er in der Nähe des Schlachthofes als Leiche aus der Oder gezogen. Krankheit und mangelhafte Verhältnisse scheinen den Lebensmüden in den Tod getrieben zu haben.

Kurau, 15. Juli. In der Oder ertrunken ist der Rentier Ernst Bötzcher. Er geriet auf dem Heimwege bei Reichwalde, wo die Straße nahe an der Oder vorbeiführt, infolge seiner Kurzsichtigkeit in den Strom und ertrank.

Janer, 15. Juli. Unter den Hammer ist die hiesige Stadtbrauerei, G. m. b. H., geraten. Grundstück, Gebäude, Keller, Cisternen und die Bierhale kommen am 3. September, vormittags 9 Uhr, im hiesigen Amtsgericht zur Versteigerung.

Slogan, 15. Juli. Ein neues Opfer hat sich die Oder am Montag geholt. Der 18 Jahre alte Keilner Georg Winkler aus dem „Hotel National“ ging abends gegen 8 Uhr mit den beiden Söhnen seines Prinzipals hinter dem Schützenhause hinter einer Bühne baden. Nachdem er eine Strecke rückwärts ins Wasser gegangen, stieß er plötzlich einen Schrei aus und versank vor den Augen der beiden entsetzten Knaben in die Tiefe. Nach zwei Minuten kam er zum Vorschein und blieb dann unter Wasser. Da niemand zugegen war, außer den beiden des Schwimmens unfundigen Knaben, war an eine Rettung nicht zu denken. Erst am anderen Tage konnte die Leiche geborgen werden. Die Sanitätskolonne der Feuerwehre schaffte den Körper nach dem städtischen Krankenhaus. Da der junge Mann an einer Stelle versank, die nur 1,20 Meter Tiefe hatte, ist er sicher einem Schlaganfall erlegen. Winkler ist der Sohn eines Tischlermeisters aus Strehlen.

Schran, 15. Juli. Wertvolles Eingeständnis. Unserer nachgewiesenen Begaubung, daß speziell in der hiesigen Gegend die reichsten Grundbesitzer — z. B. Silla und nicht zu vergessen den konservativen Reichstagsabgeordneten Grafen Cammer und andere — es prächtig verstanden haben, im Laufe der Zeit eine große Anzahl kleingewerblicher Besitzungen, ja mitunter ganze Dörfer „zur Abzundung“ an sich zu reißen, ist stets von jener Seite widersprochen worden. Da ist es nun interessant, daß gerade im „Gurauer Anzeiger“ in einer Notiz zur Begründung der inneren Kolonisation der Sach erhalten ist: „... Die Provinz Schlesien leidet bekanntlich (1) ganz besonders unter der Leutenflucht sowie unter der Auffassung von Bauerngütern durch den Großbesitz...“ In dem Artikel wird weiter ausgeführt, daß auch in Schlesien drei naheliegender gemachte Mittelglieder aufgeteilt und zu kleinen Rentensstellen umgebildet werden sollen. Ob man auch jetzt noch den Mut haben wird, unsere Behauptungen abzulehnen?

Schadenfeuer. Im benachbarten Dorje Schlabitz brannte heute vormittag das hölzerne massive Grundstück vollständig nieder. Die Bewohner mußten erst von Nachbarn auf die brennende Gefahr aufmerksam gemacht werden. Vor genau zwölf Jahren brannten an derselben Stelle die früheren Grundstücke ab, und jetzt sind auch die Neubauten dem Element zum Opfer gefallen. Man nimmt Selbstentzündung durch gelagerte Heu- und Strohvorrate an.

Sörlich, 15. Juli. Vom Blitz erschlagen. Bei einem schweren Gewitter, das Montag nachmittag über die Königsbühner Berge ging, wurde im Steinbruch der Firma C. Besser Nachf. der Bruchmeister Sörlich aus Sörlich, der neben einem Bremsbock stand, vom Blitz erschlagen. Der Blitz hatte zunächst den Bremsbock getroffen. Sörlich war auf der Stelle tot; er hinterließ eine Frau und ein Kind.

Weschen DE., 15. Juli. Beim Baden ertrunken ist in den sogenannten Forstteichen der elfjährige Sohn Theodor des Hausbesizers Polagek.

Oppeln, 15. Juli. Beim Baden in der Oder ertrunken ist der dreizehnjährige Sohn Erwin des Wagenmeisters Pache. Die Leiche konnte bisher noch nicht geborgen werden.

Kattow, 15. Juli. Unterschlagung. Die Strafkammer bewilligte den früheren Schloßbrauereibuchhalter Alfred Danikly wegen Unterschlagung von 10.500 Mark der Herzoglichen Brauerei zu anderthalb Jahren Gefängnis.

Wismar, 15. Juli. Ertrunken. Als vorgestern drei junge Leute im Steinbruch der fürstlichen Ziegelei badeten, geriet der zwanzigjährige Wind in ein Loch und sank vor den Augen seiner Kameraden sofort unter. Nachdem Hilfe sofort zur Stelle war, konnte der junge Mann bisher noch nicht geborgen werden, da der Steinbruch etwa sechs Meter tief ist.

Schölk, 15. Juli. Vom Blitz getroffen. Als im benachbarten Smolitz während eines am Montag nachmittag niederschlagenden Gewitters mehrere Bäume bei einer Hochspannungslinie unter einem Baume Schutz vor dem Regen suchten, schlug ein Blitz in den Baum ein. Von den fünf darunter befindlichen Personen wurde der Behälter Albert Fritsch vom Blitze erschlagen, die anderen vier schwer verletzt und heilend. Einer derselben erstreckte sich nach kurzer Zeit, während die anderen drei ins Kreisbrennen nach Kieferstämmel überführt wurden.

Wismar, 15. Juli. Vom Blitz getötet. Der 23 Jahre alte Mathias Diecke Diakon ist auf einem Morgenbesuche des Dominikus Wismar vom Blitze erschlagen worden. Der Körper ist vollständig zerstört. Mit Diakon war noch ein zweiter Mathias beschäftigt, doch kam dieser glücklicherweise mit dem bloßen Schrecken davon.

Kattow, 15. Juli. Ungezügelter Sklave. Abgehoben über die Grenze werden jetzt nun täglich 15 bis 20 und mehr, oft gar bis 40 Personen wegen Kontraktbruchs. Sobald die von die Quittungsbefugten Kontraktbeileger in irgend einer Weise gegen den von ihnen unterschriebenen Kontrakt ver-

stoßen oder die anderen verletzen wollen, werden sie sofort als Kontraktbrüche aus Deutschland ausgewiesen und geht hierbei fast immer ihr gesamter Verdienst verloren.

Kattow, 15. Juli. Ein Rechtsanwalt unter der Anklage der Untreue. Gegen den Rechtsanwalt Max Gyllström, früher in Kattow, jetzt in Breslau, stand am Montag vor der ersten Strafkammer in Weutchen Verhandlung wegen Untreue an. Der Angeklagte war nicht erschienen. Er hatte sich in einem Schreiben damit entschuldigt, daß er eine Blinddarmentzündung durchgemacht habe und erst zwei Tage außer Bett sei. Auch seine als Zeuge geladene Frau könne nicht erscheinen, da sie vor wenigen Tagen erst niedergekommen sei. Der Staatsanwalt beantragte darauf im Hinblick auf die Höhe der zu erwartenden Strafe und in Anbetracht dessen, daß Gyllström auch in zwei früheren Fällen in Breslau nicht vor Gericht erschienen sei, einen Haftbefehl gegen den Rechtsanwalt zu erlassen.

Neueste Nachrichten.

Von der preussischen Ausweisungspraxis.

Halban, 15. Juli. Seit zehn Jahren lebt in Neuhäus der Wirtschaftsbefugter Johann Teza, der sich als österreichischer Staatsbürger alljährlich in seiner Heimat niederließ. Vor etwa vier Jahren betrat Teza eine Bekkerschöter in Neuhäus und erwarb künstlich deren österreichisches Bestehen. Schon vor Jahren stellte Teza hier den Antrag auf Naturalisierung, dem auch stattgegeben werden sollte, falls er hierfür einen Betrag von etwa 90 Mark zahlte, was er damals jedoch ablehnte, da er das Geld nicht zur Verfügung hatte. Ein von ihm in diesem Jahre diesbezüglich wiederholter Antrag wurde behördlichseits nicht nur abgelehnt, sondern es erging an ihn auch die Aufforderung, sein Bestehen in einer bestimmten Frist zu verlaufen und das preussische Staatsgebiet zu verlassen. Obwohl es dem Teza nicht gelang, sein Grundstück zu veräußern, erfolgte doch seine Ausweisung. Nicht nur er, sondern auch seine Frau, die durch ihre Verheiratung ihr Heimatsrecht verwirkt, und seine Kinder wurden den Bestimmungen, das preussische Staatsgebiet zu verlassen, das preussische Staatsgebiet zu verlassen. Wie nun dem Teza aber vorher vom österreichischen Konsul mitgeteilt worden ist, hat er infolge Nichterfüllung während der letzten Jahre auch die österreichische Staatsangehörigkeit verloren, so daß der Bedauernswerte mit Frau und Kindern jetzt vollständig heimatlos ist. Teza hat sich hier einwandfrei geführt und ist unbestraft.

Neue Rüstungen.

Berlin, 15. Juli. Gegenüber der Aeußerung des bayerischen Kriegsministers, daß ihm von einer Rüstungs-novelle nichts bekannt sei, schreibt dem „Vorwärts“ ein Mitglied des Reichstages: In Wahrheit gibt es eine Vorlage, die weit mehr als eine halbe Milliarde fordert für „strategische Zwecke“. Das braucht natürlich nicht notwendigerweise eine Rüstungsvorlage zu sein, von der Herr von Krebs nichts weiß, aber sie könnte sich doch, um nur einen zu nennen, auf Eisenbahnbauten beziehen. Ich kann Ihnen weiter mitteilen, daß mit dem Gedanken gespielt wird, diese Vorlage eventuell zur Auflösung des Reichstages zu benutzen. Ich betone, daß ich aus sehr guter Quelle geschöpft habe.

Opfer der Militärdisziplin.

Berlin, 15. Juli. Beim 8. Garde-Feldartillerie-Regiment, das zurzeit in Döberitz weilt, ereignete sich am Dienstag ein schwerer Unfall. Sechs Mann erlitten bei einer Schießübung erhebliche Verletzungen. Die Leute waren gerade damit beschäftigt, einen Pulverrest zur Abgabe fertig zu machen. In diesem Augenblick fuhr der Blitz in die Pulvermenge und zündete sie. Durch die emporspringende Flamme erlitten die sechs Leute der Bedienungsmannschaft im Gesicht und an den Händen Brandwunden. Vier Mann waren so schwer verletzt worden, daß sie ins Garnisonlazarett nach Berlin gebracht werden mußten.

Opfer der Autokratie.

Berlin, 15. Juli. An der Ecke der Eisenacher Straße bog ein Kraftwagen gestern nachmittag plötzlich scharf nach einer Seite der Straße. Er sauste infolge seiner schnellen Fahrt über die Bordwand hinweg und prallte mit voller Wucht gegen eine große Linde und eine mit mehreren Personen besetzte Bank! Diese wurde umgerissen und fünf Personen wurden verletzt. Nach den übereinstimmenden Zeugenaussagen zahlreicher Augenzeugen ist der Unfall auf das übermäßig schnelle Fahren des Chauffeurs zurückzuführen.

Schweres Automobilunglück.

Berlin, 15. Juli. Ein schwerer Automobilunfall ereignete sich gestern abend auf der Chaussee zwischen Nieder-Schönhausen-Nordend und Blankenfelde. Der Schneider Gärtner wollte nach Berlin fahren, wobei kurz hinter Blankenfelde infolge Bruchs eines Bolgens die Steuerung des Wagens versagte. Das Auto fuhr gegen einen Baum, überschlug sich und wurde völlig zerstört. Die sechs Insassen wurden aus dem Wagen geschleudert. Passanten befreiten die Unglücklichen, die nach Anlegung von Notverbänden nach Berlin geschafft wurden.

Unregelmäßigkeiten in einer Krankenkasse.

Duisburg, 15. Juli. Bei einer unvermuteten Revision der Allgemeinen Ortskrankenkasse und der Mandantenkasse in Kaiserswerth bei Duisburg wurden große Unregelmäßigkeiten entdeckt. Der Rentant wurde des Amtes enthoben. Die Geschäfte werden bis auf weiteres von dem Bürgermeisteramt Kaiserswerth geführt. Die genaue Höhe des Defizits konnte noch nicht festgestellt werden.

Von einem Bienenstichwurm getötet.

Frankfurt a. M., 15. Juli. In Wilmshausen bei Frankfurt a. M. wurde die Schlosserfrau Strobl beim Einbringen eines Schwarmes von Bienen so gestochen, daß sie eine halbe Stunde später starb.

Der flüchtige Hausi.

Colmar, 15. Juli. Der Berliner Wals, genannt Hausi, ist bis um 6 Uhr abends nicht nach Colmar zurückgekehrt, hat also die ihm gewährte Frist verstreichen lassen, ohne sich zu stellen. Wie es heißt, hat sich Hausi überhaupt nicht in Colmar, sondern in Cottbus zum Antritt seiner Strafe zu melden. Er hat sich aber weder in Colmar noch in Cottbus eingeschunden.

35 französische Soldaten vom Blitzschlag getroffen.

Reims, 15. Juli. Dienstag morgen haben sich auf der Truppenkaserne 35 Fälle von Sonnenstich ereignet. 17 Soldaten mußten in das Lazarett gebracht werden. Dem Vernehmen nach ist keiner lebensgefährlich verletzt.

Wesfährlicher Radjassamenhof.

Alja, 15. Juli. Auf der Etappe von Marzelle nach bei der Radrundfahrt durch Frankreich fuhr gestern nachmittags 3 1/2 Uhr der Belgier Marcel Buise großer Geschwindigkeit die abschüssige Straße nach Alja hinab, als er plötzlich an einer Wechle mit einem Motorradfahrer zusammenstieß. Anrall war sehr heftig. Beide Fahrer wurden mit Gewalt vom Boden geschleudert und blieben bewußtlos liegen. Sie haben beide innere Verletzungen davon getragen. Buise auch noch eine Gehirnerschütterung. wurden in bedenklichem Zustande in das Hospital von Marzelle gebracht.

Aufdeckung einer Verschwörung unter serbischen Gymnasialschülern.

Sarajevo, 15. Juli. Aus Dolmar Tuzla wird gemeldet, daß unter den dortigen serbischen Gymnasialschülern eine Verschwörungsgesellschaft bestand, die von dem geplanten Mord gegen den Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand stand ein Gymnasialoberlehrer. Bisher sind 30 Studenten verhaftet worden. Polizei und Gendarmerie nehmen überall Hausdurchsuchungen. Ueber die Zahl der bisher in Bosnien und der Herzegovina Verhafteten läßt sich keine weiteren Angaben machen.

Der älteste Rechtsanwalt Englands, 103 Jahre gestorben.

London, 15. Juli. Der älteste Rechtsanwalt Englands Dr. William Gordon Pale, ist gestorben. Er ist 103 Jahre alt geworden. Er ist ein Jahr vor den Befreiungskriegen geboren. Dr. Pale war der Vetter des Generals Gordon, Siegers von Khartum. Er zog sich vor etwa 20 Jahren von seinem Amte zurück, blieb aber bis zuletzt geschäftlich. Er konnte als schon hundert Jahre zählte, noch ohne Kränke leiden. Seine Gesundheit führte er auf das Fußgehen zurück und hat in zehntelange den Weg von Brighton, wo er wohnte, nach London, wo er arbeitete, hin und her täglich zu Fuß gemacht. — Wann scheint einem sehr gelunden Beruf erwählt zu haben.

Balona vor dem Fall.

Balona, 15. Juli. Die Spanier sind, wie gemeldet, Berat eingetroffen. Hauptmann Chillard konnte indes noch rechtzeitig die Geschütze in Sicherheit bringen. Die Feinde haben Bajura erreicht und dringen auf Balona vor. Aus Maragnan an Streikkräften und wegen der ungünstigen Lage ist Verteidigung dieser Hafenstadt so gut wie unmöglich. Keine Verstärkungen eintrifft, wird deshalb General de Balona mit der geringen Besatzung verlassen. Der feindliche Einmarsch wird morgen erwartet. Die Munition wird beim Hafen gebracht. Gelangene werden eingeschifft. Ein österreichisches, ein italienisches und ein russisches Torpedoboot liegen im Hafen. Die hiesige Bevölkerung flieht arbeitslos. Von 50.000 Flüchtlingen werden aus der Gegend von Korika 25.000 hier erwartet. 1500 sind bisher eingetroffen. Das Elend ist unbeschreiblich. Hunger, Durst und Hitze so krankheit herrschen hier. Jemand Komal ist aus Durazzo her abgereist.

Die Abdankung Guertias.

New York, 15. Juli. Präsident Guertia befindet sich soeben aus Veracruz eingetroffenen Nachrichten zufolge nicht in den hoch offiziellen mexikanischen Flüchtlingslagern, die gestern auf dem Dampfer „España“ Mexiko verlassen haben. Eine Reparatur in der Ufabrik des Dampfers und die für die stürzte Reparatur des Schienenstranges von Mexico City von Veracruz veranlassen jedoch die Gerichte, daß auch Guertia in den Flüchtlingen sei. Die Abdankung Guertias soll trotz der letzten offiziellen Nachrichten heute oder Donnerstag zu erwarten sein. Man nimmt noch immer an, daß Carranza die Regierung übernimmt.

Eingefandt.

Unter dieser Rubrik veröffentlichen wir diejenigen Zuschriften aus dem Ausland, die wir nur die prägnanteste Zusammenfassung abdrucken. Redaktion der „Volkswacht“.

Ein Hebeband bei den hiesigen Gerichten.

Auf jedem Breslauer Postamt, auf den hiesigen Bahnhöfen sogar in den Warenhäusern sind Schreibgelegenheiten zur öffentlichen Benutzung für das Publikum geschaffen worden und diese nützlichen Einrichtung wird allenthalben sehr reger gebraucht gemacht. Daß im Breslauer Amtsgericht und im Breslauer Landgericht derartige Schreibpulte bis jetzt fehlen, ist Mangel, der sich täglich fühlbar macht. Gerade bei Gericht wäre es doch am allerehesten angebracht, Schreibgelegenheiten zu schaffen, und der Raum dafür ist massenhaft vorhanden. Beispielsweise im Richterhof des Amtsgerichts, wo auch der Erfrischungsräum befindet, liegen sich zwei oder drei Schreibpulte ganz bequem aufstellen. Fortwährend finden Leute am Schalterfenster der im Amtsgericht befindlichen Richtersdienertube ein und ersuchen um Federhalter und Tinten, weil sie genötigt sind, schnell etwas zu schreiben. Der mit der Eintrittskartenausgabe betraute Gerichtsbienersiegum wird im Laufe eines Vormittags mehrmals darum ersucht, ein Beweis dafür, wie notwendig es ist, Schreibgelegenheiten bei den hiesigen Gerichten zu schaffen. Im Landgericht befindet sich ein Postbriefkasten, für Fernprechgelegenheiten ist gesorgt, Erfrischungsräume sind geschaffen, lauter nützliche Einrichtungen, unter denen nur noch die öffentlichen Schreibpulte fehlen. Es steht zu hoffen, daß diese Anregung den maßgebenden Stellen die nötige Beachtung findet, damit diese Einrichtung sobald wie möglich geschaffen wird. Einver für viele.

Briefkasten.

A. A., Strehlen. Die Rennbahn in Grünzische 400 Meter lang. **Herzprössig 100.** Die Höhe der Umfahrsteuer wird durch Gemeindevorstand festgesetzt. Sie müssen sich beim Gemeindevorstand erkundigen. In Breslau wird die Umfahrsteuer bei jedem Wechsel des Grundstücks erhoben, ganz gleich wie bei der Verkaufspreis ist. Das dürfte auch dortselbst der Fall sein.

Bersammlungen und Vereine.

Donnerstag, den 16. Juli: **Sozialdemokratischer Verein.** Abends 8 Uhr im Gewerkschaftshaus.

Janer. Donnerstag abend 8 Uhr: **Frauenversammlung im Wald.**

Die vorzügliche Qualität Cigarette **ATIKAH** 2 1/2 per 100
Dresden

Unterhaltungs-Beilage

15. Juli 1914

Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Wirtschaft, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichberechtigung der inbegriffenen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.

Die Herrschaft des Proletariats wird sie noch mehr verschwinden machen. Vereingte Aktion, wenigstens der zahlreichsten Völker, ist eine der ersten Bedingungen seiner Befreiung.
Karl Marx.

O, welche Lust, Soldat zu sein.

Von Emilie Baldamus.

Zwei Unteroffiziere sahen zum Fenster hinaus und sahen ihre Pfeife. Unten trat ein Rekrut im Zivilanzug aus der Tür, ein Paar Schäftstiefel in der Hand. Die Unteroffiziere sahen nach der Nase. Der Rekrut gefühl ihres Machtbewußtseins, das ihnen die Militärdisziplin gab, und in dem angenehmen Stiefel, über so und soviel Menschen befehlen zu können, riefen sie hinunter:

„Geh, Rekrut, wo wollen Sie hin?“

Der Rekrut war bei dem Ruf stehen geblieben und sah zu den Fenstern hinauf. Da schallte es ihm schon wieder entgegen:

„Kommen Sie mal herauf!“

Der Rekrut war im Kommißleben noch ziemlich unerschrocken, er tat, wie ihm geheißen, obgleich ihm die Unteroffiziere fremd waren.

Oben in der Stube ward er von dem einen Unteroffizier mit den Worten empfangen:

„Wo willst Du denn hin?“

„Zum Stiefelputzen, Herr Unteroffizier“, war die prompte Antwort.

„So, na, da Du einmal beim Stiefelputzen bist, kannst Du ja unsere gleich mit putzen“, und er zeigte in die eine Stubenecke, wo vier Paare mit nassem Kot und Viehmehle Schäftstiefel standen.

Der andere Unteroffizier hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, die eine Hand auf den Tisch gestützt, die andere in der Hosentasche, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und sah grinsend auf den Rekruten.

Der Rekrut sah den kommandierenden Unteroffizier an, doch da erkante dessen Stimme schon wieder:

„Na, wie's halt, Du willst wohl erst noch eine Einlobungslatte haben?“

Er mußte scheinbar ein Vergnügen darin finden, sich selbst kommandieren zu hören.

Der Rekrut ging nach der Ecke, um die Stiefel zu holen, blieb dann aber stehen und sagte:

„Ich muß aber Wäsche haben, Herr Unteroffizier.“

„Was, Wäsche willst Du haben, ja, wagt, die sollst Du gleich haben“, und, sich an seinem Mittmochthaben wendend, „haben wir denn keinen Knüttel hier?“ lief er stehend in der Stube herum.

Der Rekrut, eine fertig gebaute Athletengestalt, mit breitem Gebiß und Slavennase, stand kerngerade bei seinen Stiefeln und verfolgte die Bewegungen des Unteroffiziers mit beobachtenden Augen. Der andere grinst. Der Rekrut hatte trotz seines kurzen Kaiserlebens schon viel von Soldatenmishandlungen gehört und ihm schwante daher nichts Gutes.

„Herr Unteroffizier, wenn ich die Stiefel putzen soll, dann brauche ich auch Stiefelwische“, wiederholte er im unbestimmten ostpreussischen Dialekt.

„Ach was“, schmauzte ihn da der Unteroffizier an, „womit putzt Du denn Deine Stiefel, mit Kuhmist etwa?“

„Herr Unteroffizier, ich muß mir meine Stiefelwische von meinem Wöhrmann kaufen, ich bekomme kein Geld von Hause, der Herr Unteroffizier müßte mir daher —“

„Nun, sind Sie verrückt, ich mu h! Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen dort die Stiefel putzen. Womit Sie sie putzen, ist mir egal, blank will ich sie sehen, und nun mach!“

Der Rekrut saß unbeweglich bei den Stiefeln, in seinen ein wenig zusammengekniffenen Augen krachte etwas hin und her: die Empörung des unterdrückten Menschentums. So wie der Unteroffizier hier mit posternenden Schritten seinen schwarzen Kommißstiefel über die knarrenden Dielen schritt, genau so roh und hart schritt man hier über die Seelen der Menschen.

Der Unteroffizier steht das Bögem. Wild schäumt die Wut in ihm auf, die verletzte Autorität. Was, ihm das, ihm, der die Macht hat zum Befehlen, und dieser elende Rekrut dort, der wagt es, sich ihm zu widersetzen! Und eine grausame Lust zum Weiterbefehlen, zum Dazwischensteigen in ihm auf. So geht in diesem Moment einem Kaiser Nero oder Tiberius in dem grausamen Wonnegedank des Ausübens, des Genießens seiner Macht.

Und jetzt kommandiert er toll darauf los:

„Stiefel ansetzen, Stiefel aufgeben, im Parademarsch bis zum Tür, mach! Was, so pomadig? Zurück, Stiefel hinsetzen, Stiefel loslassen. Sag mal, Du Drecksack, Du bist wohl von der ostpreussischen Grenze, so'n halbdummes gestoffenes Hinterzimmer? Na, ja, das habe ich Dir doch schon an Deiner bößigen Nasenspitze angesehen. Ich brauche den Menschen nur anzusehen, dann weiß ich schon, aus welchem Teil des Zoologischen Gartens er stammt. Wo, Stiefel ansetzen, Stiefel aufgeben, ein Parademarsch zum Tür, Tür auf, Tür zu, zurückkommen, das ist ja die beste Schmeckenpost, schneller, schneller, zurück.“ Und man

ging das Kommandieren und das Hin- und Herjagen des Rekruten mit den Stiefeln in der Hand von neuem los. Dabei fiel ein dicker Hagel der unflätigsten Schimpfreden. Der andere Unteroffizier wollte sich ausschütten vor Lachen über die Drilkrast seines Kameraden. Nein, das war ja auch zu späßig, den starken Mann da auf Kommando wie einen aufgejagten Automaten herumstampeln zu sehen.

Der Rekrut war nach und nach warm geworden, er schwitzte, und auf seiner Stirn stand eine Ader, die Böses verriet; die Lippen hatte er fest zusammengebissen.

Da, als der Unteroffizier eben wieder: „Zurück, Stiefel hinsetzen, Stiefel —“ kommandiert hatte, flog plumps plumps alle vier Paar Stiefel an dem kommandierenden vorbei in die Stubenecke, wo sie gestanden hatten, dann wurde die Tür aufgerissen, der Rekrut trat seine Stiefel, schlug die Tür zu und verschwand.

Der kommandierende Unteroffizier eilte ans Fenster, eben wollte der Rekrut über den Hofen gehen. Da rief er einem gerade daherkommenden Unteroffizier zu:

„Kamerad, stelle einmal den Kerl dort fest, er hat mir den Gehorsam verweigert. Das muß ein ausgekochter Sozialdemokrat sein!“

Der Rekrut brüllte wie ein verwundenes Tier, überall, wohin er sich auch wandte, Häcker und Verräter, und so wurde er nach einigem Widerstande gefesselt. Er wurde angeklagt wegen Gehorsamsverweigerung und Verschmähtung königlicher Dienstgegenstände. Verteidigung gab es nicht, er hatte nur zu antworten, wenn er gefragt wurde. Und als er gefragt wurde, weshalb er das getan habe, antwortete er:

„Das war keine menschenwürdige Behandlung, das konnte ich als vernünftiger Mensch nicht aushalten.“

Und man antwortete ihm:

„Wir wollen Dir Gelegenheit geben, über Deine Prinzipien, über menschenwürdige Behandlung, die Du in Deiner Organisation aufgelassen hast, und Militärdisziplin nachzudenken“, und man schickte ihn vier Wochen in strengen Arrest.

Als er dann hier entlassen wurde, war er bei der schlechten Kost bis zum Skelet abgemagert, seine Gesichtsfarbe war fahl und grau, aber in ihm wühlte ein tiefer, unaussprechlicher Groll über das erlittene Unrecht. Sein Kopf ruhte nicht eher, bis er mit dem Unteroffizier wieder in Händel kam.

Auch diesmal triumphierte, anstatt daß man der Ursache der Handlung auf den Grund ging, die Militärdisziplin, und man schickte den Soldaten nach der Arbeiterabteilung in Dresden. Hoch lebe die Militärgerechtigkeit!

Unmaßend.

Episode von Carl Kied.

„Willner, lassen Sie die Frau hier eintreten“, sagt der Chef der Firma Ruheben u. Söhne, der Kommerzienrat Schüler, zu seinem Diener und gleich darauf betritt eine schwarz gekleidete Frau in den mittleren Jahren das Zimmer und bleibt an der Tür stehen.

Jobial sagt der Rat: „Kommen Sie nur näher, Frau Willner, und setzen Sie sich.“

Die Frau kommt seiner Aufforderung nach und ein Schreiben zur Hand nehmend, fährt Rat Schüler fort: „Sie haben mir einen Brief geschrieben und mir Ihre Postkarte, in welche Sie durch den Tod Ihres Mannes geraten sind, geschickt.“

„Ja, ich kann da auch nur wenig tun, wie lange war denn Ihr Mann bei uns?“

„Neunzehn Jahre!“

„Neunzehn Jahre — hm! — lange Zeit! — hm! — ja, haben Sie denn da nicht etwas für den Fall der Not zurückgelegt?“

„Das war nur gering, das Leben ist so teuer, die Kinder, dann Krankheiten —“

„Hm! — mag ja sein, hm! — aber Sie schreiben hier, als hätte ich eine Verpflichtung —“

„Ja, ich meine, weil er doch so lange hier war und immer seine Schuligkeit getan hat —“

„Nun ja, er war allerdings einer unserer tüchtigsten Leute, wohl etwas vorlaut mit seinem Verband und Politik, aber sonst —“

„Ja, und da dachte ich, weil er doch hier verunglückt ist, und seine lange Krankheit, schließlich sein Tod, das bischen Geld aufzehrte —“

„Aber liebe Frau, dazu ist doch die Krankenkasse, Unfallversicherung ufm. da!“

„Das schon, aber jetzt, nach dem Tode meines Mannes, ich selbst bin auch leidend, dann die Kinder — die paar Pfennige reichen nicht hin und nicht her —“

„Mag sein, aber dann müssen Sie sich eben einrichten, nicht über die Verhältnisse leben —“

Ein schmerzliches Rächeln huscht über das Gesicht der Frau, dann sagt sie gepreßt: „Noch mehr einrichten?“

Dann schüttelt sie irakurig mit dem Kopf und spricht weiter: „Darüber können Sie wohl nicht urteilen, Herr Rat — ich meine ja nur, weil mein Mann neunzehn Jahre hier seine Arbeitskraft gelassen hat, Ihnen Vorteile brachte, daß —“

Ungebuldig unterbricht der Rat die Frau: „Halt, halt, liebe Frau, das sind so moderne Ideen, von denen ich nichts hören will —“

„Aber die Wahrheit ist es.“

„Das sind Ansichten, vornehmlich die Ihres verstorbenen Mannes —“

„Die ich in Ehren halte“, nickt die Frau ein. „Vergessen ist der Rat aufgegeben, und der Jobials Ton ist unpfählich aus seiner Stimme verschunden, als er zu der Frau sagt: „Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie zu diesem Ton kommen?“

Sie kommen hier gewissermaßen als Vorkämpferin und machend mit Vorhaltungen“ — und hat Angst seine Stimme als er vollendet:

„Ich habe hier über mein Tun und Lassen keine Kritik, am allerwenigsten von der Frau meines ehemaligen Arbeiters, merken Sie sich das! Aber damit Sie leben, daß ich gerecht bin und ihre Notlage anerkenne, auch ihr Stillsitzen auf die langjährige Tätigkeit Ihres verstorbenen Mannes, will ich doch ein Uebriges tun!“

Damit greift er in die Tasche und legt zögernd, da die Frau sich nicht rührt, ein Zehnmarkstück auf die Platte des Schreibtisches und bricht etwas beiseite: „Bitte!“

Die Frau ist nun auch aufgestanden, sie sieht an Schüler vorbei und sagt: „Ich hätte es vorher wissen können, daß es hier kein Mitleid gibt, mein Mann hat es mir ja so oft gesagt. Aber ich dachte ja, mein Gehalt würde schließlich eintreten werden, ich ahnte ja nicht, daß ich hierher mußte. — Nun sehe ich, daß hier Mitleid oder Mitleid nicht wohnt und daß all' die Reichtümer hier, durch Ausbeutung und Brutalität erworben wurden; ich will dieses Almosen nicht!“

Verzihen Sie!“

Und damit verläßt die Frau das Zimmer.

Die Tür hat sich längst hinter der Frau geschlossen und noch immer steht Rat Schüler auf demselben Fleck.

Als seine Hand unversehens das Geldstück berührt, zuckt er zusammen, als wäre es glühend heiß. Dann schlendert er es wütend zur Erde, läßt sich in seinen Sessel fallen und starrt zum Fenster hinaus.

Von ungefähr freien seine Blicke die Fabrikgebäude — da lobert es brutal in seinen Augen auf und drohend redet er die Hand: „Verdammtes Volk — mich zu schuldigen — wartet, ich zahle es Euch heim!“

Und knirschend vollendet er: „So ein Vettelrad — dieses Frauzimmer — frech und anmaßend.“ — — —

Eine Lat Marats.

(Zum 11. Juli.)

Einhundertfünfundzwanzig Jahre sind jetzt vergangen, seit jene große Volksbewegung, die wir als „die“ französische Revolution zu bezeichnen gewohnt sind, durch den Sturm, auf die Wäpfe der Welt ein Zeichen der innerwohnenden mächtigen Kraft gab. Die Klasse, die die Früchte jenes blutigen Ringens davontrug, das Bürgerium, hat heute keine revolutionäre Vergangenheit längst vergessen; es lebt nicht, daran erinnern zu werden und hat das Andenken der besten seiner damaligen Vorkämpfer bejubelt und zu entstellen versucht. Einhundertfünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Das Proletariat, das damals noch in seinen Anfängen stand, zu schwach die Früchte des mit seinem Blut erkauften Sieges selbst zu ernten, steht heute stark und kampferhig da und blickt siegesgewiß in die Zukunft. Der Zukunft gilt all sein Streben, sie vorzubereiten hat es seine mächtigen Organisationen geschaffen, democh hat es auch gegen die Vergangenheit noch Wäpfe zu erfüllen.

Neue große Zeit, da das Volk fröhlich zusammenströmte, hat — wie jede revolutionäre Periode — eine Reihe bedeutender Männer hervorgebracht, die der kämpfenden Masse führend vorantraten; das kleine Geschlecht der nachrevolutionären Spiehbürger, das vor ihrer Größe erschauert, hat versucht, ihre Charaktere im Andenken der Geschichte zu entstellen und zu verfeinern. Der kämpfenden Arbeiterklasse ist es vorbehalten, die Wahrheit wieder zu Ehren zu bringen, Vergessenes neu zu entdecken und Erfundenes als solches zu kennzeichnen.

Einer derjenigen, denen die bürgerliche Geschichtsfälschung am argsten mißgefallen hat, ist Marat, dem seine Zeitgenossen den wohlverdienten Beinamen „der Volksfreund“ gegeben haben. Er, der der Revolution sein ganzes Wirken und Schaffen, ja Gesundheit und Leben geweiht hatte, dessen Name ein Programm bedeutete, er wurde schon kurz nach seinem Tode mit einem solchen Wut von Lügen und Verleumdungen überschüttet, daß schon seine Witwe vor den Schranken des Nationalkonvents um Schutz vor den Verleumdern bat. Umsonst!

Wir aber können den 11. Juli nicht begehen, ohne uns eines Ereignisses zu erinnern, das Marats Entschlossenheit und kritischen Geist im hellsten Lichte zeigt, ein Ereignis, das trotzdem es sicher nicht zu den unbedeutendsten jener ereignisreichen Zeit gehört, in der meisten unserer Geschichtsbücher keine Stelle gefunden hat, da kleinlicher Haß widerwärtiger Gegner es torzuschweigen wußte.

Als der stiersehende Adel in den Parlamenten von Paris um seine Steuerfreiheit zu berechnen die Überzeugung der Reichstände durchgesetzt hatte, und so der Stein ins Rollen kam, der rasch zur Ränne anwachsen und das alte Frankreich unter sich begraben sollte, war das ganze Volk in Aufregung geraten. Der Adel erkannte bald, was er angerichtet hatte, aber es war zu spät. Am 5. Mai 1789 waren die Reichstände in Versailles zusammengetreten, seither hatte ein Ereignis das andere gefolgt, die verschiedenen Staatsstreiche des Königs waren mißlungen und hatten nur dazu beigetragen, die Erregung der Volksmassen zu vertiefen. Die am 11. Juli erfolgende Entlassung Necker's, des beim Volke sehr zu Unrecht beliebten Finanzministers, war der Tropfen, der das Maß zum Überlaufen brachte, wie eine Kampfanzeige wurde sie von dem empörten Volke aufgenommen, der Auf Desmoulin's „Gretchen wir zu den Waffen!“ ward zur Parole, und nach Waffen lachend, durchzogen Volksmengen die Straßen von Paris. Der Wählerausfluß auf dem Stadthaus öffnete bereitwillig das Arsenal, aber die vorhandenen Waffen wollten für die im Handumdrehen auf 48.000 Mann angewachsene Bürgermiliz nicht ausreichen, so bemächtigete man sich zunächst mit Pfän, wovon in kürzester Zeit 50.000 Stück angefertigt wurden.

Beim Anlange der Sturmklänge dämmerte der Morgen des 14. Juli heran. Weiter nach Waffen spürend, frönte das Volk durch die Straßen und rüchig gelang es ihm, in den Keller des Invalidenhauses ein großes Waffenlager aufzuspüren, 30.000 Gewehre und einige Kanonen fielen ihm in die Hände. Bald hatte es auch ein Ziel für seine Dampfeslust gefunden. Wie eine Verkörperung des alten Absolutismus stand inmitten des revolutionären heissen Paris das alte, verhasste Staatsgefängnis, die Bastille. Hinter ihrer von einem breiten Graben umgebenen, fast drei Meter dicken Mauer war schon

mancher, der sich bei einem der mächtigen Köpfe mislieblich gemacht hatte, auf Nimmermehrsehen verschrieben, der ganze Haß des mißhandelten Volkes brach jetzt hervor, als der Ruf erklang: „Auf zur Bastille!“ Nach mehrstündigem hartem Kampfe, den Hunderte von Pariser Bürgern mit ihrem Leben bezahlten mußten, wurde die Bastille genommen. Der Besatzung wurde freier Abzug gewährt; nur der Gouverneur und der Kommandant wurden von dem erbitterten Volke, das so viele der Seinen verloren hatte, niedergemacht. Das Volk bestellte nun die Gefangenen und zerstörte die alte Zitadelle gänzlich, auf deren Trümmern es voller Stolz freude ein Fest feierte. Doch die Mächte der Reaktion planten Verrat.

Die Bastille war gefallen, das Volk in seiner Darmlosigkeit gab sich ganz dem Siegesrausch hin, — das war der geeignete Zeitpunkt für die Anhänger des Bestehenden, das Volk um die Früchte seines Sieges zu bringen. Ihr Plan war recht klug. Man wollte einige königliche Regimenter, besonders solche, die vorwiegend aus Ausländern — Deutschen, bestanden, unter dem Vorwand, sie seien gekommen, sich mit dem Volke zu vereinigen, in die Stadt einschleusen, die man dann bei Nacht leicht überrompeln zu können glaubte, um so den ganzen Aufstand in einem juchzenden Blutbade zu erstickeln. Dieser teuflische Plan würde auch vielleicht gelungen, aber man hatte nicht mit der Wachsamkeit und dem klaren Geist eines Mannes gerechnet, der darauf war, in der Revolution noch eine große Rolle zu spielen, mit Marat. Dieser durchschaute das feine Spiel und jagerte nicht, die Augen seiner Mitbürger zu öffnen. Es war seine erste aktive Tat in der Revolution. Er selbst erzählt uns darüber ausführlich in der Nummer 36 seiner Zeitung „L'Ami du Peuple“.

Am 17. Juli bei Einbruch der Nacht brachte ich den Plan zum Scheitern. Paris durch Einschleusen mehrerer Truppen und deutscher Kavallerie-Regimenter zu überrumpeln, von denen hier schon eine starke Abteilung mit Freidenkern empfangen worden war. Sie hatten jedoch den Stadteil St. Germain beherrscht und wollten gerade den Stadteil St. Germain erobern, als ich sie auf dem Pont-Neuf traf, wo sie halt machten, um dem Offizier, der sie führte, zu gestatten, eine Ansprache an die Menge zu halten. Der Ton des Redners erschien mir verdächtig. Er kündigte als gute Bekannte die promtente Ankunft aller Truppen und Husaren, sowie der deutschen Kavallerie an, die sich mit den Bürgern vereinigen sollten, um mit ihnen zu kämpfen. Eine so ungeschickte List durfte nicht gelingen; obgleich der Redner liberal, wo er seine Neutralität verlinde, ihn als einen Verräter anzusehen. Ich schürzte vom Traktat, durchbrach die Menge bis hin zu den Köpfen der Pferde; ich hielt seinen Triumphzug auf, forderte ihn auf, seine Truppen abziehen und ihre Waffen ablegen zu lassen, um sie später aus den Händen der Vaterlandsverräther zu erhalten. Sein Schweigen ließ mich nicht mehr im Zweifel; ich drängte den Kommandanten der Bürgergarde, der diese Reiter führte, sich ihrer zu verschern. Er nannte mich einen Trübsner, ich ihn einen Dummkopf, und da ich kein anderes Mittel mehr sah, ihren Plan zu verhindern, bezeichnete ich sie dem Publikum als Verräter, die gekommen seien, um im Dunkel der Nacht umzubringen. Der Alarm, den ich laut rufend verbreitete, wirkte auf den Kommandanten, und meine Drohung, ihn selbst zu bezichtigen, bestimmte ihn; er ließ die Kavallerie losziehen und brachte sie nach der Stadt, wo man sie aufsuchte, die Waffen abzugeben. Sie weigerten sich, und man schickte sie unter guter Bedeckung in ihr Lager zurück.

So hatte Marats klarer Kopf und entschlossenes Handeln der Revolution den Tag gerettet.

Stromtraut Gellrich.

Der Deutsche Werkbund.

Von Chr. Spengemann, Hannover.

Es ist ein sicheres Zeichen für den kulturellen Aufschwung einer Nation, wenn die Kämpfe um neue Ziele und Ideale in der Kunst sich auf das ganze Volksleben übertragen. Seit einigen Jahrzehnten rührt und gärt es im deutschen Kunstleben. Mit enormer Schnelligkeit haben wir einige Entwicklungsphasen durchgemacht, die schließlich dahin führten, daß wir heute um einen neuen Stil kämpfen.

Der gesunde Sinn der deutschen Künstlerwelt und derer, die der Kunst auf irgendeine Weise fördernd zur Seite stehen, ließ all diese Leute das Bedürfnis empfinden, ihre Ideen auch außerhalb des Gebietes der eigentlichen freien Kunst zu verbreiten. Die Kunst vermittelt uns die Schönheit und wirkt dadurch erheben, erzieherisch, bildend. Ueber das *l'art pour l'art* hinaus erfüllt sie — wenn man so will — einen praktischen Zweck. Insofern, als das ästhetische Empfinden des Bevölkerungsgruppen die vollwertigste Aufgabe in gleicher Weise hinüberführt. Man erkannte hier klar den Punkt, an welchem eingeleitet werden mußte: das Erzieherische, gerade in der Kunst unmittelbar in das praktische zu übertragen, — inmitten des realen Lebens eine künstlerische Basis zu schaffen, auf der sich die praktischen Dinge unter gleichen Gesichtspunkten aufbauen.

Das ungefähr war die Grundidee, aus welcher heraus im Jahre 1907 der Deutsche Werkbund gegründet wurde. Praktisch denkende Künstler und künstlerisch empfindende Gewerbetreibende beteiligten sich, um ihre Gedanken zu veröffentlichen und außerhalb ihres Kreises zu verbreiten.

Das Ziel ist: dem guten Geschmack im Volksleben zum Siege zu verhelfen.

Lange genug waren wir durch Gewerbe und Industrie mit Geschmacklosigkeiten überhäuft. Jahre hindurch sahen die Parks zu launen: mangelhafter Inhalt in primitiver Gewandtheit. Bewußt: prunkhaft war diese Gewandtheit, — aber nichts weniger als schön. Wir denken mit Entsetzen an jene Periode zurück, die uns auf allen Gebieten, mit der Architektur beginnend, bis zum winzigsten Gebrauchsgegenstand hinunter, den schäblichsten Straß, den ausgemachten Kirch brachte. Unmöglich war es möglich war die Form, mangelhaft der Stoff.

Solch üble Erscheinungen zu verhindern und an ihre Stelle Qualitätsware zu setzen, war das Bestreben des Werkbundes. Es ist ohne weiteres klar, daß man sich damit eine Riesenaufgabe gestellt hatte. Die Scher der Gläubigen war winzig klein. Sie verzogte nicht, sondern ging frisch an ihre Arbeit.

In heutiger Zeit ist der Unternehmer auf allen Gebieten der, mit welchem zunächst zu rechnen ist. Daraus ergibt sich, daß der Hersteller, der Kaufmann zur Kunst gezogen werden mußte. Bis dahin hatte der Kunstgewerber wenig Glück bei ihm gehabt. Nur rein geschäftliche Gesichtspunkte waren für den Unternehmer ausschlaggebend. Nun kam es darauf an, Geschäft und Schönheit unter einen Hut zu bringen. Dazu brauchte der Hersteller den Künstler.

So wurde es erforderlich, den Künstler zum Verständnis des Geschäftlichen zu bringen. Denn gemeinsames Arbeiten erfordert gegenseitiges Verstehen.

Der dritte Faktor ist der Konsument, der Käufer. Es geht ihm zum guten Geschmack zu erziehen, ihm den Wert der Unerschöpflichkeit klar zu machen: der Arbeit, die Stofflichkeit, die Zweckmäßigkeit und Schönheit in sich vereinigt. Er soll also nur Dinge kaufen, deren Material nicht mehr scheitern will, als es ist, die wirklich ohne Vorbehalt ihren Zweck erfüllen und in ihrer äußeren Form den Anforderungen eines ästhetisch empfindenden Menschen genügen.

Der ideale und praktische Wert solcher Qualitätsarbeit ist ungeheuer. Sie hebt bei dem Hersteller die Schaffensfreudigkeit, läßt den Unternehmer über das rein Geschäftliche hinaus sich begeistern. Dem Künstler schafft sie ein neues, besseres und lobendes Erwerbseinkommen und fördert damit indirekt die Kunst an sich. Der Konsument hat den Vorteil, für sein

gutes Geld etwas Gutes zu bekommen, das ihm — abgesehen vom praktischen Gebrauch — ästhetischen Genuß verschafft. Dem ganzen Volke aber bringt sie ein höheres kulturelles Niveau, indem sie den inneren Fonds des einzelnen ständig bereichert. Veredelung der deutschen Arbeit ließ die Worte des Deutschen Werkbundes. Man verstand ihn bald, und wie kamen inzwischen zu einer Durchdringung der deutschen Arbeit. Gedröht und größer wurde die Schär der Mitarbeiter und derer, die den Werkbund-Gedanken in sich aufnehmen. Und das Wort von der „Kunst in Industrie und Handel“ ist heute Gemeingut weither Kreise.

Der Deutsche Werkbund war bislang nur der Förderer, Helfer und Vermittler des Gedankens. Er wirkte lediglich beratend, propagandistisch. Nun ist eine große Tat Wirklichkeit geworden: die Deutsche Werkbund-Ausstellung 1914.

Nun am Rhein öffnete dem Werkbunde seine Tore. In Köln steht in vieler Hinsicht ein fester Anker. Die interessierten Kreise, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, sind längst über die reformatorische Tätigkeit des beigeordneten Bürgermeisters Karl Rosch orientiert, die sich über das ganze Rheinland verbreitet. Rosch ist ein hervorragendes Werkbund-Mitglied. Einem Einfluß wird man es zu danken haben, daß die Stadt Köln der Werkbund-Idee ein solches Engagement bewies. An der Spitze des Vereins zur Veranstaltung der Ausstellung stehen außer Rosch noch der Oberbürgermeister von Köln: War Wasser und der Vorsitzende des Deutschen Werkbundes, Hofrat Peter Bruckmann. Die Stadt Köln bewilligte für die Ausstellungsvorarbeiten 50 000 Mark und zeichnete für den Garantie-Fonds 500 000 Mark, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß im Falle eines Fehlbetrages die Hälfte dieser Summe vor allen andern Garantieleistungen voranzuziehen in Anspruch genommen werden darf. Am rechten Rheinufer nimmt die Ausstellung ein 200 000 Quadratmeter großes Gelände ein.

Alles weist darauf hin, daß wir Großes zu erwarten haben. Man wird die Errungenschaften der Werkbundler auf allen Gebieten kennen lernen: Bauten jeder Art, Erzeugnisse der Industrie und des Gewerbes, Tüden, Schauspieler, Plakate, Trachten usw. Wir wissen, daß Deutschland sich in den letzten Jahren dank der Tätigkeit des Deutschen Werkbundes in dieser Hinsicht zu einer respektable Höhe aufgeschwungen hat. Die Ausstellung in Köln zeigt uns, wozu im Fortschritt des Deutschen Werkbundes 1914 die Rede war: die neue deutsche Werkkunst, eine Weltmacht des Geschmacks.

Zeitgeschichte.

Von Ludwig Thoma.

Das Ziegenbleiben.

Das Herrenvolk der Deutschen beschäftigt sich seit Wochen mit der Frage, ob man die zugehörigen Sozialdemokraten nicht doch bestrafen könne.

Wenn der konservative Schmod sich das Wohlgefallen seiner Protogebirge durch zündernde Entwürfungen erschaffen hat, kommen die führenden Sozialisten und sprechen ihre Meinungen über die fünf Buchstaben aus, über deren inneren Gehalt und Bedrohlichkeit beunruhigende Worte fallen und werden aufgehoben, Verachtung und Liebe zum Kaiser stellen herüber aus aufgewühlten Herzen und die deutsche Empfindung wird nicht fertig mit dem Fünfbuchstaben.

Im Lande Synophantia kann es keine brennenderen Fragen geben. Zum Schluß kommen, wie immer und überall, die Rechtslehrer.

Sie lassen zuerst das Volk sich austoben, dann mischen sie den gelehrten Schelm in das bradende Lapschen.

„Was ist eine Aeußerung?“

„Kann man sich mit den fünf Buchstaben äußern?“

„Ist diese sozialdemokratische Aeußerung vor oder nach Schluß des Reichstages erfolgt, ist sie also immun oder nicht?“ Und so weiter.

Natürlich kommt ein preussischer Rechtslehrer zu gewissenhaftigen Schlüssen, denn sonst würde er sich das Maul verbrennen.

Ein Berliner Professor kommt zu dem erhebenden Ende, daß von Gottes und Rechts wegen während des nächsten Winters die ganze sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Gefängnis sitzen und sich dort im Eigen weiter über können.

„Denn“, sagt dieser Rechtslehrer, „die Justiz ihren Lauf genommen hätte.“

Was für eine Perspektive!

Alle Widermärtigkeiten des Reichstages mit einem Schlag behoben und dieses unbeliebte Parlament zur schönsten Volksvertretung umgewandelt!

Unsere freibürgerlichen Institutionen haben so viel an Achtung in Europa zu verlieren, daß man diesen herrlichen Einfall eines der tüchtigsten Professoren wirklich in die Tat umsetzen sollte.

Das auszumalen, wäre eine würdige Aufgabe für Staatsrechtler, und auch der Professor der Medizin könnte zum Wort kommen, indem er uns erklärt, wo in den fünf Buchstaben die Ehrfurcht liegt, die beim Reiten auf Stühlen unterbrückt oder sonstwie verletzt wird.

Es lebe die deutsche Wissenschaft!

Früher.

Vor etwa dreißig Jahren mußten die Münchener, welche früh morgens über den Odeonsplatz gingen, einen Spieß sehen, den sie unerschüttert oder überlappen, über den sie aber gewiß nicht in „ungeheure Erregung“ gerieten.

Das Denkmal König Ludwig I. war mit roter Farbe bedeckt, das heißt nur das Antlitz des großen Kunstenthusiasten war bemalt und sah sonderbar genug aus. Dem einen der Bogner, der neben dem Pferde einbeschrieben, war der Pinself in die Hand gesteckt, in den Arm des anderen war der Farbstoff eingehängt worden.

Die Steigerung der Unberücksichtigung wirkte eigentlich verführerisch. Ganz München lachte.

Man hatte junge Künstler oder Studenten im Verdachte, aber man gönnte es den Tütern, daß sie unentdeckt blieben.

Auch die, welche recht mißbilligend die Adhese schülerten, waren doch nicht geneigt, in dem Akt — so hieß man das in jener angenehmeren Zeit — ein Verbrechen auf das Verbrechen des verstorbenen Königs zu sehen.

Die Polizei ließ die Farbe abwachen und nach einer Stunde sah Ludwig I. wieder eben und fertig zum Hofgarten hinüber. Ich weiß nicht, ob die Untersuchung mit fleberhaftem Eifer geführt worden ist. Man war damals überhaupt nicht gerne fieberhaft, und auch die Staatsanwälte rosen nicht so viel schlechte Gesinnung, wie heute.

Jedenfalls kam nichts heraus, und ein paar Tage nach dem Vorfall rebete man kaum mehr davon.

Wir hat eilliche Jahre später ein Unberücksichtigter den Täter, oder da es mehrere waren, den Adheseführer genannt.

Es war ein Student, der heute ein angesehen Mann und Familienvater ist.

Und da er, wenn jene Erzählung meines Freundes auf Wahrheit beruht, ein Richter ist, so möchte ich ihn heute wohl fragen, wie er über das Berliner Urteil denkt, das den Verurteilten des Kaiser Friedrich-Festivals je 1½ Jahre Gefängnis anerkennete.

Geht es ihm wie dem Reiter über den Bodensee, der tot vom Pferde fiel, als er hinterdrin die Gefahr erkannte, in der er sich befand?

Wahrscheinlich nicht. Denn er weiß, daß der Spruch gegen ihn nicht so genau ausgefallen wäre.

Er hat einige Anhaltspunkte dafür in dem Verhalten der öffentlichen Meinung, die seine Tat recht milde beurteilt. Obwohl sie erheblich verdrehtlicher war, als das des Rudolf Pinke, dem der Münchener Richter hat das Antlitz der Majestät verdeckt, während der Berliner nur den Sockel beschrieb.

Die Gesinnung des Münchener Richters war auch verdammernder.

Er wollte, von niemand und durch nichts angeleitet, bloß Nergens erregen, Pinke hat sich für ein Verbot des Polizeipräsidenten revanchieren wollen.

Und doch war gegen ihn die öffentliche Meinung so hart, daß sie seine Verurteilung zu 18 Monaten Gefängnis förmlich billigte.

Wird der erfahrene Richter, der nun aus jenem bewegten Studenten geworden ist, den Unterschied finden, der seine Tat als Jugendsünde und die des Pinke als Verbrechen bewerten ließ?

Er liegt ausschließlich in der Klasse und darin, daß man die Dummheit eines jungen sozialdemokratischen Arbeiters aus politischen Gesichtspunkten beurteilt.

Recht verdirbt nicht bloß den Charakter.

(Aus der Zeitschrift „Morgens“.)

Vermischtes.

Der Wasserdruck in den Weltstädten. Unter den jugendlichen Sonnenstrahlen lechzen Mensch, Tier und Pflanze nach Wasser. Es ist, als wenn der Menschheit plötzlich die alte griechische Weisheit wieder zum Bewußtsein käme: Das Beste ist doch das Wasser! Ungekochte Weizen-Trinkwasser werden in die Städte abgeköpft, sei es, daß man das Wasser ohne Beimischung heranzubringen, oder aber ihn durch Zufuß von Zitronen, Kirschen und Himbeeren usw. einen besonderen Geschmack verleiht. Viel Wasser wird allerdings auch dadurch verschwendet, daß man es zwecks Kühlung ablaufen läßt. So ist es ertastlich, daß die Wasserversorgung in Hochsommer immer ein Schmerzpunkt der Stadtverwaltungen gewesen ist. Besonders in den Großstädten ist diese Frage ein zu Zeiten sehr bedenkliches Problem, mit dessen Lösung es haben. Man braucht nur zu bedenken, daß, wie die unerbillige Statistik nachgewiesen hat, es Tage abt, an denen jeder Berliner vom Mummelkreise bis zum Säugling in der Wiener sich 134,5 Liter Wasser zu Gemüte führt (b. h. natürlich im Durchschnitt). Und vor drei Jahren gar, in jener unvergesslichen Zeit, als der Himmel vier Wochen lang keinen Tropfen Regen spendete, sah der Berliner Magistrat sich genötigt, den Bürgern warm aus dem Berg zu legen, haushälterisch mit dem kranken Wasser umzugehen. Die Berliner können aber trotzdem immer noch von Glück sagen, daß sie nicht in Paris sind. Denn in der Weltstadt an der Seine ist man bei weitem schlimmer daran. Die Pariser Wasserwerke stehen an Güte und Ergiebigkeit den Berliner durchaus nach, und so müssen die Bewohner des Seinebeckens in jedem Juli in Angst und Bangen schweden, daß ihnen just dann, wenn sie es am nötigsten brauchen, das Wasser abgeschnitten werden könnte. Das ist nämlich mehr als einmal bereits geschehen, da Wasser vorlag, daß Paris ganz aus der Trockene geraten könnte. Ja, früher war es im glühenden Hochsommer fast die Regel, daß nachts der Wasserhahn einfach abgedreht wurde, weil sonst die Wasserwerke am Tage verjagt hätten. Allerdings ist es letzter besser geworden, und heuer können die Pariser zum ersten Male sich abends mit dem Bewußtsein in ihre Gemächer zurückziehen, nächstlichen Lust mit Wasser zu kühlen zu können. Denn durch Neuanlagen verfügt Paris jetzt täglich über 310 000 bis 320 000 Kubikmeter Druckwasser und 140 000 bis 150 000 Kubikmeter filtriertes Flußwasser. So viel ist aber auch nötig, denn Paris hat in den letzten Tagen, als die Temperatur auch im tiefsten Schatten des Bois de Boulogne 32 Grad betrug, 425 000 Kubikmeter Trinkwasser verbraucht.

Buchbesprechungen.

Die Lese in neuem Gewande.

„Die Lese“, dieses von Theodor Egel begründete, literarisch und künstlerisch auf so erquicklicher Höhe stehende billige Volksblatt, das auch manchen literarisch tätigen Parteigenossen zu seinem Mitarbeiter zählt, überrascht seine Leser und Freunde durch eine vollständige Neuausstattung, die als außerordentlich gelungen bezeichnet werden muß. In der Umrahmung des modernen und höchst geschmackvollen Umschlages, entworfen von Rudolf Grünwald, zeigen, erscheint fortan mit jeder Nummer ein wechselndes aktuelles Bild aus dem Interessenskreis der Lese, diesmal, als Symbol, die bekannte ägyptische Statue: Der Leser. Glückselig ist der inhaltliche Teil außerordentlich erweitert, und es folgen künftig noch mehr als bisher alle Fragen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, die auf wissenschaftlichen, technischen, literarischen und künstlerischen Gebiete die Allgemeinheit interessieren. Neben dem bewährten Herausgeber Theodor Egel, der es so feinfühlig versteht, allen auf geistigen Gebiete interessierten Volkskreisen einen pädagogischen und gewinnbringenden Unterhaltungsstoff darzubieten, sind als Mitherausgeber in die Redaktion der Lese eingetreten: Martin Lang und Rudolf von Telius, beide in literarischen Kreisen hoch geschätzt, und der letztere als Mitarbeiter der Lese besonders durch seine Serie von populären Artikeln über Philosophie bekannt geworden. Neue Rubriken: „Heim und Weltkultur“, „Beruf und Erholung“ zeigen, daß die Lese auch den Schichten entgegenkommen will, denen es hauptsächlich auf Umgestaltung und praktische Belehrung ankommt. Erwähnen wir zum Schluß noch, daß die Lese als neue Autoren für die literarisch erfolgreichsten Verlagsbegebenheiten von Büchern gewonnen hat: Max Halbe, Carl Ludwig Schleich, Rudolf von Telius und wünschten wie dem volkstümlichen Unternehmen ein höchstes „Glück auf“ für weitere Fortschritte und weiteren Erfolg!

Arbeit.

Der Amboss singt, die Funken sprühen,
Der Schweiß tropft und ein Lied erklingt;
Dem tausenden Hammer sehnt es und singt,
So Stück für Stück.
Und Rab und Kette.
Rab hab ich den Flug, den Flug zum Glück,
Wenn ich nur noch die Pferde hätte.
Wer gibt mir Korn, wer gibt mir Brot,
Sag Flug, wer stillt meine Sehnsucht und Not?
Mein Lied erklingt und löst zurück,
Darauf, Hammer, sing ein neues Stück.

Wie wölbt der Himmel hoch das Haupt;
Die Scholle dampft, fern haupelt ein Specht
Und hinterm Flugel schreiet ein Knecht.
Ich jähre: summe
Und ja, ja.
Und wenn die Saat reist ringsherum,
Ich schreite summe und mähe, mähe.
Rings Leben und Wägen und dennoch Not —
Ich pflüge und säe und doch kein Brot.
Die Pferde wischen, die Pferde singt,
Und dennoch kein Ton der Erlebung kling.

Julius Perle.